

Erzählungen aus den Archiven Enderals

Der  
Schlächter

von

Arb

SureAI

## Vorwort

Sie nennen mich „Den Schlächter“.

Es schmerzt, diese Zeilen zu schreiben, obgleich ich mir ihrer Wahrheit bewusst bin.

Wie sonst bezeichnet man einen Mann, dessen Spur von Dutzenden Leichen gezeichnet ist, Leichen, die nicht etwa die stummen Zeugen einer Schlacht oder eines Unglücks sind, nein, Leichen, die allesamt das Ergebnis meiner eigenen Hände sind. Männer, Frauen, Greise, Kinder. Priester, Händler, Vagabunden und Huren. Meine Morde scheinen einem undurchschaubaren Muster zu folgen, dessen Willkür selbst nach meinem Freitod der ganzen Welt einen eisigen Schleier ums Herz legen wird. Doch selbstverständlich ist es nicht das, was die Herolde verkünden werden. Für sie und den Heiligen Orden bin ich eine Abscheulichkeit, ein Monster,

ein Wegeloser, der von seinen niederen Gelüsten von dem von Malphas für ihn bestimmten Pfad abgekommen ist. Ich war ein böser Mensch, werden sie sagen, eine Bestie, und mein Herz sei schwarz wie Mitternacht gewesen. Denn das sind die Farben, in denen die Menschheit bevorzugt denkt: Schwarz und Weiß. Nach dem Wie und dem Warum wird niemand fragen. Auch diese Niederschrift meiner Gedanken wird schwer zu erlangen sein, denn der Heilige Orden wird alles in seiner Macht stehende tun, um deren Druck zu verhindern. In diesem Sinne beglückwünsche ich Euch. Denn durch sie werdet Ihr einen Einblick in meine Gedanken erhalten.

Versteht sie jedoch nicht als Rechtfertigung für meine Taten, denn das ist sie nicht. Ich bin mir meiner Schuld voll und ganz bewusst und bedarf keiner Absolution, weder von Malphas – dessen vermeintliche „Göttlichkeit“ ich heute nur noch belächle, noch von dem Volk, der Gerechtigkeit oder sonst einer übergeordneten Macht, deren wahre Natur wir noch nicht zu verstehen gelernt haben.

Diese vergilbten Seiten sind nichts Geringeres als ein Zeugnis jener seltsamen, undurchschaubaren Ereignisse, die mich zu dem gemacht haben, was ich bin.

## Kapitel 1: Folge dem Feuer

Es war ein trüber, kühler und nasser Morgen, der mein Leben für immer verändern sollte. Ja, es schien fast, als hätte sich die Natur als Antwort auf die zecherischen Feierlichkeiten der vorangegangenen Nacht dazu entschieden, einen verträumten Tag einzulegen. Anlass für die Festivitäten war die Sternsommernacht gewesen, die jedes Jahr aufs Neue den Frühling markiert, und in welcher der Nachthimmel von wilden, ungezähmten Sternenfeuern erhellt wird. Während das gemeine Volk jedoch stets weltlichen Gelüsten frönt, ob in qualmverhangenen Spelunken, beim Tanz um den ersten Spatenstich oder in gediegeneren Kreisen auf einem stilvollen Maskenball, bedeutete jenes Datum für Geistliche wie mich eine Nacht voller Prozessionen, Predigten und Gebete. Nachdem ich der freudengetränkten Rede des Mayors kurz beigewohnt und meinen priesterlichen Segen für den Beginn der Feier gegeben hatte, zog ich mich in den Tempel zurück und betete, bis mir die Knie wund und die Zunge matt waren, ganz, wie es die Heiligen Verse für den Klerus vorsehen. Dabei war es einerlei, ob der Geistliche der Hohepriester höchstpersönlich war oder, wie in meinem Fall, nur ein kleiner, unbedeutender Pater in einem noch kleineren und unbedeutenderen Dorf.

Das meine nannte sich Nebelheim und lag auf einer stets windigen, spärlich bewachsenen Klippe am westlichen Zipfel Enderals. Seinen Namen verdankte es – wer hätte das vermutet – den blassen, feinen Nebelschwaden, die sich jeden Morgen über das Antlitz des Dorfes legten wie ein Trauerschleier über das Gesicht einer alten Witwe.

Ich erinnere mich noch gut an jenen letzten Blick, den ich mit den Augen des Mannes, der ich damals war, auf die kümmerlichen Häuser am Fuße des hoch gelegenen Tempelgebäudes warf. Nach dem unmelodischen Klanggeflecht aus Lautenmusik, angeregtem Gejohle und Korkenknallen hatte sich eine beinahe gespenstische Ruhe über das Dorf gelegt. Nur hier und da bewegte sich eine von dort oben kaum wahrnehmbar kleine Figur durch den kühlen Dunst, und selbst der Schornstein des Bäckermannes blieb still. Ich lächelte matt in das müde Gesicht des Dorfes, in dem ich großgeworden war. Mein Vater, ein durchschnittlicher Gerber, der eigentlich überhaupt nicht mein Vater war, hatte mich seiner eigenen Erzählung nach eines Tages in einem Korb liegend und in Leinentücher gewickelt nahe eines Wegeschreines auf der Nebelstraße entdeckt. Ich war ausgesetzt worden, und „voller Ergebenheit und dankbar über das göttliche Geschenk“ hatte mich der Mann ins Dorf mitgenommen, der später mein Vater werden würde. Bis zu seinem frühzeitigen Tod nur zehn Jahre später wurde ich aber das Gefühl nicht los, dass seine barmherzige Tat mehr dem Umstand geschuldet war, dass ich ausgerechnet unter den Augen einer Malphasstatue ausgesetzt worden war, und nicht seinem eigenen Kinderwunsch.

Gilmon der Gerber, wie er im Dorf genannt wurde, war ein feingliedriger Mann mit pockennarbiger Haut und schmaler Nase gewesen, dessen Misere seiner Meinung nach einzig und allein dem Umstand zu verschulden war, dass der Rest der Welt

sich gegen ihn verbündet hatte. Wir hatten nie viel geredet, aber wenn wir es getan hatten, dann waren die Gespräche immer nach einem ähnlichen Muster abgelaufen. Er hatte mich mit seiner sägender Stimme zu sich ins Kaminzimmer gerufen, wo er meist steif sitzend mit zwei geleerten Krügen Bier vorzufinden war. Dann hatte er mir mit einer Handbewegung bedeutet, mich zu setzen und angekündigt, dass er sich nun mal ein „paar Dinge von der Seele reden müsse“. Der Umstand, dass ihm dafür einzig und allein sein Findelsohn als Gesprächspartner dienen könne, war natürlich ein weiterer Beweis dafür gewesen, wie übel ihm das Leben mitgespielt hatte. Hatte ich mich gesetzt, ging es los. Tjalmar der Jäger habe ihm zu horrenden Preisen ranzige Fette untergejubelt. Ein übler Halsabschneider sei das, aber das läge ja in der Natur der Aeterna, bloß dass man das auf Nehrim schon erkannt hatte, und auf Enderal nicht. Oder Matressa Zulja, die ihm bitteren Wein ausgeschenkt hatte. Ein durchtriebenes Weib war sie, oh ja, aber Malphas sei Dank habe er ihren Plan rechtzeitig durchschaut und ordentlich die Meinung geegigt. Und natürlich die Zwillingsknaben des Schmiedes, Rashik. Bengel waren das, alle beide, ohne Respekt vor hart arbeitenden, weggestreuten Menschen wie ihm. Aber Manieren waren von einem Kohlemenschen und seiner Brut ja nicht zu erwarten. „Was haben die schon für Vorstellungen von Anstand“, hatte er sich einmal echauffiert. „Die tun doch eh den ganzen Tag nichts anderes, als zu vögeln bis die Betten krachen.“ Dass Rashik ein in der dritten Generation auf Enderal lebender Qyraner war und eine langjährige Gefährtenschaft mit seiner Geliebten den promiskuen Familienbunden seines Heimatlandes vorzog, machte dabei natürlich keinen Unterschied.

Diese Gespräche, sein stets saurer Atem und der Geruch von Rohhäuten, Leder und Tierfetten in der Werkstatt machten den Großteil meiner Kindheit aus. Freunde hatte ich wenige bis keine, was größtenteils der Tatsache zu schulden war, dass mich mein Vater nach der Vollendung meines fünften Lebensjahrs kräftig in der Gerberei anpacken ließ. Und wäre Mater Pyléa – dessen bin ich mir mittlerweile sicher – nicht eines Tages durch Zufall auf meine rasche Auffassungsgabe aufmerksam geworden, wäre ich auch am heutigen Tage noch dort, zwischen Tierabfällen, aufgespannten Häuten und glitschigem Fett. Ja, vielleicht wäre es nie zu dem seltsamen Erlebnis an jenem nebelverhangenen Morgen gekommen. Aber sie war darauf aufmerksam geworden, und so kam es, dass die betagte Priesterin am Tag meiner Pfadesweihe mit feierlicher Stimme meinen heiligen Pfad proklamierte. Ich, Jaél Gerbersohn, wäre dazu auserkoren, mein Leben voll und ganz dem Glanze Malphas zu widmen – und zwar als Pater. Was das bedeutete, hatte ich damals natürlich nicht verstanden, aber aus den ehrfürchtigen Reaktionen der anderen Kinder, die mich bis dahin kaum bemerkt hatten, hatte ich geschlussfolgert, dass es wohl etwas Gutes gewesen sein musste. So ließ ich, sehr zum Missfallen meines Ziehvaters, der diesen „Kindesdiebstahl“ als einen weiteren Verrat an ihm betrachtete, die trostlose Gerberei hinter mir und setzte nur noch zum Schlafengehen Fuß in das alte Haus am Dorfesrand. Rückblickend denke ich, dass die lebenswerte Mater die einzige positive Bezugsperson in meinem damaligen Leben war. Sie war es, die mich das Lesen und Schreiben lehrte, und sie war es, die mich in die Grundlagen der Kräuterkunde einwies. Mit Empathie und Härte zugleich brachte sie mir all das bei,

was ich wissen musste, um Teil des endraläischen Klerus zu werden. Und zehn Winter später war es schließlich so weit gewesen. Mir wurde die Priesterschaft des kleinen Tempels übertragen, und fortan tat ich das, was ein ergebener Pater nun mal tat: ich hielt Messen, ich betete, ich hielt den Tempel im Stand, und ich nahm den Dörflern von Zeit zu Zeit ihre Beichten ab. Mater Pyléa verließ das Dorf an ihrem sechzigsten Namenstag, um ein Lebensabendquartier im Sonnentempel der Hauptstadt, die ich nur aus Erzählungen kannte, zu beziehen. Ein Jahr danach schied mein Vater dahin, ein Umstand, der mir überraschenderweise sehr nahe ging. Von da an verfiel alles in einen lethargischen Trott, bis zu jenem Tag hin.

War der Mann, der ich damals war, ein glücklicher gewesen? Ich vermag es nicht zu sagen. Wenn ich heute die ersten achtundzwanzig Jahre meines Lebens zurückzurufen versuche, erscheinen mir die Erinnerungen an sie wie verblasende Schrift auf einem alten Pergament. Meine Vernunft weiß, dass ich in gewisser Hinsicht gesegnet gewesen war. Das Leben eines Priesters war ein angenehmes, ohne Höhen und Tiefen, beständig. Ich hatte genug zu Essen und ein Dach über dem Kopf. Ich hatte genug Groschen, um mir von Zeit zu Zeit die käufliche Liebe einer Wanderhure zu erstehen. Und ich wusste, dass ich laut den Heiligen Versen am Ende meiner Tage in die Ewigen Pfade einkehren würde, meinen Pfad beschritten, meine Aufgabe erfüllt.

Dennoch sollte es anders kommen.

Erst als ich mich an jenem schicksalhaften Morgen meiner Roben entledigte hatte und mich, bis auf die Knochen erschöpft, unter meiner weichen Schafwolldecke befand, bemerkte ich das seltsame, flaue Gefühl, das sich in meinem Magen breitzumachen begonnen hatte. Heute weiß ich, dass dieser unscheinbare Moment das erste Mal war, an dem ich dem Feuer begegnete. Es war klein, unbedeutend, nur eine schwächlich glimmende Glut, aber sie war da, wohl wissend, dass ich, sobald ich meine Augen schließen würde, als ein anderer Mann erwachen würde. An diesem grauen Morgen jedoch war ich zu müde, um ihr auch nur ein Fünkchen Aufmerksamkeit zu zollen. Erschöpft rollte ich mich in die Decke und glitt einige Momente später in einen bleiernen, tiefen Schlaf.

Und erwachte in einem Traum.

Ich befand mich auf einer idyllischen Waldlichtung, umgeben von grünen Eichenbäumen, deren Blätter sich sanft im Wind wogen. Die untergehende Sonne stand wie geschmolzene Glut am Horizont und warf einen rötlichen Schimmer über die Szenerie. Voller Genuss sog ich die würzige, frische Luft in mich hinein, die nach nassem Moos, Morgentau und alten Geheimnissen roch, ja, mysteriös, wild und ungetrübt wie das reine Leben selbst. Anders als ein jeder es jedoch aus den nächtlichen Reisen, die wir Träume nennen, kennt, war ich mir der Irrealität dieser Szenerie voll und ganz bewusst. Aber ich akzeptierte sie, als wäre sie so natürlich und selbstverständlich wie das Voranschreiten der Zeit. Ich selbst war splitternackt wie am Tag meiner Geburt, aber empfand jenen Zustand nicht als beschämend – im Gegenteil:

Ich fühlte mich klar, voller Kraft und frei.

Erst als ich meinen Blick vom Himmel nahm und nach vorne richtete, sah ich sie. Sie stand inmitten einer alten, efeuüberwachsenen Ruine, deren eingestürzte Bögen und Mauern von vergangenen Zeiten kündeten. Sie trug eine graue,

fließende Robe, welche die Weiblichkeit ihrer Silhouette darunter nur erahnen ließ. Ihre Kapuze war tief über ihr Gesicht gezogen, so dass von diesem nur die sanfte, fein geschwungene Wangen- und Kinnpartie zu erkennen war, die in ihrer Ästhetik der Fantasie eines qyranischen Malers hätte entspringen sein können. Ihr mitternachtsschwarzes Haar war zu schlangenartigen Zöpfen geflochten und fiel dicht und voll auf ihre Schultern. Allerlei Dinge waren darin verflochten: alte, verblichene Münzen, die in verlorenen Zivilisationen geprägt worden sein mussten; kleine, fein geschliffene Knochen, die nur von uns unbekanntem Tieren stammen konnten; und schließlich seltsame Bänder, deren farbige Fäden in ihrem Zusammenspiel kunstvolle Muster ergaben. All das war es jedoch nicht, das mich zu der verschleierte Gestalt in der Waldrüine auf hypnotische Art und Weise hinzog, nein.

Es war ihr Lächeln. Mit jedem Schritt, den ich auf sie zugeht, zog es mich mehr in seinen Bann. Es war kein liebliches Lächeln, wie ein mancher an dieser Stelle wohl vermuten wird. Es war eine Mischung aus Melancholie, Zorn, Hoffnung und Liebe zugleich, eine Symphonie gegensätzlicher Gefühle, die ich bis zu jenem Zeitpunkt nicht vereinbar geglaubt hatte. Es war ein Lächeln auf einem Mund, der Worte großer Weisheit genauso mühelos sprechen konnte wie Befehle, die den Tod Tausender bedeuten würden. Ein Lächeln, das aus Wahrheiten geboren war, die in anderweltlichen Existenzen erkannt worden waren. Kalter Schweiß brach aus meinen Poren, und ich spürte,

wie sich ein Gefühl der Beklommenheit mit der friedlichen Seligkeit des vorangegangenen Moments vermischt.

Einige Schritte vor ihr kam ich zum Halt, mein Blick immer noch an ihrem magischen Lächeln haftend wie der eines Hungernden an einem reichen Mahl. Für einen kurzen Moment meinte ich, eine Spur von Heiterkeit in ihren Zügen zu erkennen. Aber sie erlosch, so schnell wie sie gekommen war. Dann ergriff sie das Wort. „Du stirbst, Jaél.“ Ihre Stimme war rau und sanft zugleich, voller Gegensätzlichkeit. Sie sprach ohne Spott, ohne Bedauern und ohne Grausamkeit. „Warum?“, hörte ich mich mechanisch erwidern. „Ich bin bei bester Gesundheit.“ Meine Antwort war so erbärmlich und plump, wie sie auf diesen vergilbten Seiten wohl klingen muss, aber die Worte entsprangen meinem Mund schneller, als ich sie gedacht hatte, ohne Kontrolle. Zu eingenommen war ich von der Gestalt vor mir. Die Frau nickte unmerklich, als habe sie jene Erwiderung erwartet.

„Du betuerst, dass du bei voller Gesundheit bist“, wiederholte sie mit einem eigenartigen Tonfall meine vorangegangenen Worte. „Aber du scheiterst daran, die Gefüge dieser Welt in all ihrer Verworrenheit zu erkennen.“ Sie schüttelte langsam und bedauernd den Kopf, wie eine Magistra in der Klosterschule, der ein Novize soeben eine überaus törichte Antwort auf eine einfache Frage gegeben hatte. Dann befreite sie ihre Hand aus den Ärmeln der Robe und bedeutete mir, ihr zu folgen. Auch ihr Gang hatte etwas außerweltliches an sich. Ihr Körper bewegte sich nicht mit den Schritten, sondern schien zu schweben. Stumm und ergeben folgte ich ihr durch die alte Ruine. Heute, wo ich jene Vision tausende Male in meinen Gedanken wiederbelebt habe, weiß ich, dass es sich um einen alten Handelsposten gehandelt haben musste. Die hohen Mauern und das rostige Tor ließen keine Zweifel daran. – Aber in der Vision selbst zollte ich derlei Banalitäten keine Aufmerksamkeit. Jener Gestalt vor mir zu folgen schien mein einziger

Daseinszweck zu sein. Sie kam vor einem überwucherten, alten Turm, der einst das Herz jener Ruine gewesen sein musste, zum Stillstand und öffnete schweigend die gusseiserne Tür, die sich gespenstisch lautlos öffnete.

„Geh, Jaél“, sagte sie, „Geh und erkenne die Wahrheit.“ Das waren die letzten Worte, die ich bis zu jener grausamen Entdeckung in der geisterhaften Ruine hören sollte. Denn als ich gerade zu einer Erwiderung ansetzen wollte, war sie verschwunden. Erstmals mischte sich ein Gefühl der Unsicherheit in die Selbstsicherheit, die ich am Anfang der Vision noch empfunden hatte. Noch immer war ich mir der Tatsache vollkommen bewusst, dass mein physischer Körper in meiner bescheidenen Kammer in einer anderen Welt weilte. Und ich wusste auch, dass ich mich dazu entscheiden konnte, aus der wundervollen und schaurigen Vision zu erwachen. Aber ich tat es nicht. Warum, das vermag ich nicht zu sagen. War es Neugierde? War es jenes Gefühl der Schicksalsträchtigkeit, das über der seltsamen Lichtung und der Ruine lag wie eine hauchdünne, transzendente Hülle?

Ich weiß es nicht.

Ich trat ein. Der Boden fühlte sich kalt unter meinen nackten Fußsohlen an, und die staubgeschwängerte Luft, nur von einem blassroten Sonnenstrahl von außen erhellt, brachte mich zum Husten, als sie in meine Lungen eindrang. Das Innere des turmartigen Gebäudes war beinahe leer, bis auf Spinnennetze, von der Verwitterung beinahe unkenntlich gemachten, alten Möbelstücken und zerborstenen Steinen, die sich aus dem Mauergefüge gelöst hatten und herabgefallen waren. In der Mitte stand eine hölzerne Konstruktion, die einer ungewöhnlich großen, aufrecht stehenden Kiste ähnelte. Zögerlichen Schrittes trat ich an sie heran. Ein Wort schoss mir durch den Kopf, aber es entglitt mir so schnell wieder, wie es gekommen war. Ich bemerkte, wie das Feuer der untergehenden Sonne mehr und mehr erlosch und von einem trüben Blau ersetzt wurde. Sanfter, dunstiger Nebel begann sich über die Szenerie zu legen, und alles, was ich vor dem Betreten der Ruine noch an Frieden und Seligkeit gefühlt hatte, begann von dem anfänglichen Gefühl der Beklommenheit ersetzt zu werden. Siechend, kalt, schleichend.

Meine Hand glitt über die Oberfläche der seltsamen Kiste, die mich um wenige Fingerbreit überragte. Das Holz war verfault und grau, und ihm entwich ein seltsamer Geruch. Eisern. Süßlich. Verlockend, betörend, und gleichzeitig abstoßend. *Geh!*, schoss es mir durch den Kopf. *Geh, bevor du es entzündest.* Inwiefern ich selbst es war, der diese Gedanken dachte, vermag ich nicht zu sagen. Aber ich ging nicht, natürlich ging ich nicht. Langsam fuhr meine Hand zum seitlichen Spalt der Konstruktion, mithilfe dessen ich den Deckel der Kiste zu öffnen vermochte. Erst als das Scharnier sich widerstrebend öffnete und dabei einen beinahe klagenden Laut von sich gab, erschien mir das erneut Wort, dass mir just entglitten war. Diesmal verschwand es nicht, nein, diesmal verharrte es in all seiner Scheußlichkeit. Die hölzerne Konstruktion inmitten dieser verlassenen Ruine war keine

Kiste. Sie war ein Sarg.

Das Grauen, was mir aus dem fauligen Inneren des Sarges entgegen starrte, vermag ich noch heute schwer in Worte zu fassen. Ohne Zweifel handelte es sich bei der Kreatur vor meinen Augen um mich selbst. Da war es, das sich trotz meiner

achtundzwanzig Winter bereits lichtende, braune Haar. Da war er, der wohlgestutzte, dicke Bart, der mir bis zur Brust hinabfiel, und mit dem ich mein unscheinbares, längliches Gesicht zu kaschieren versuchte. Und da war sie, jene krumme Nase, die meinem Gesicht das geierartige Aussehen verlieh, für das ich mein Spiegelbild meist mied. Aber der Körper im Sarg war tot, verkrampt wie im Moment des Sterbens. Eingepfercht wie totes Vieh in den Vorratskammern eines Fleischers wurde sein Kopf durch die knappen Ausmaße des Sarges zu seiner Schulter gedrückt, als würde er mich fragend und klagend anstarren. Sein Körper war ausgemergelt, seine Arme in einer verrenkten, kantigen Haltung an den Körper gepresst. Viel grauenvoller war jedoch sein Gesicht. Die Haut trug das blasse, grünliche Grau vermoderter Grabsteine und wies an etlichen Stellen klaffende Risse auf, die trotz ihrer Tiefe nicht zu bluten schienen, sondern bares Fleisch und weiße Knochen offenbarten. Der Bart war kraus und wild, und Maden räkelt sich durch das wirre Geflecht, eine eitrige, zähe Flüssigkeit absondernd, die wie das Totenwasser einer just geborgenen Wasserleiche auf den kalten Steinboden tropfte. Die Wangen des Mannes waren eingefallen, und sein zersprungener Mund, verfaulte Zähne und eine gräuliche Zunge offenbarend, war auf eine schiefe Art und Weise geöffnet, so dass sich der Eindruck eines gequälten Lächelns ergab. Aber all dies war es nicht, was den markerschütternden, panischen Schrei aus meiner Kehle entfesselte: Es waren die Augen. Oder besser gesagt, jener Ort, wo bei einem gesunden Menschen die solchen zu finden waren.

Denn das waren sie nicht. Kraftlos und blass wie Leichentücher hingen die ihres Sinns beraubten Lider in das gaffende Schwarz, das mir, jeder Logik entbehrend, entgegen zu starren schien, flüsternd, siechend und tot. Die gleiche eitrige Flüssigkeit, die in dem Bart des Mannes hing, tropfte von seinen Brauen herab und verschwand in dem Nichts der leeren Höhlen. Nein ... keine Worte können den Schrecken beschreiben, der mich mit erdrückender Wucht ergriff, als mir die deformierte Kreatur entgegen starrte.

Panisch versetzte ich meinem verwelkten Ebenbild einen gewaltsamen Stoß, bewirkte dadurch aber nur, dass die Leiche sich aus dem Sarg löste und mir entgegen fiel. Ich spürte, wie das widerliche, eitrige Leichenwasser aus dem Bart meine Lippen streife, während eine Handvoll Maden durch den Sturz von dem Kadaver geschüttelt wurden und auf meiner Schulter landeten. Für einen kurzen Moment war ich wie gelähmt. Ich hielt mich selbst in den Armen, wie ein Zwilling seinen verstorbenen, verwesenen Bruder, nur dass jener Zwilling kein geringerer als ich selbst war. Erst, als die Maden meinen Hals empor zu kriechen versuchten, stieß ich die Leiche mit einem gellenden Schrei von mir, fegte die Maden von meinem Nacken und flüchtete panisch aus der Ruine.

Draußen war es mittlerweile Nacht, und der volle Mond stand kühl, weiß und unbewegt am Himmel. Der Nebelschleier, der sich in der Ruine gebildet hatte, verging jedoch augenblicklich, als ich wieder in die Freiheit gelangte und mich schwer atmend und weinend auf den Boden fallen ließ. *Ich bin tot*, schoss es mir durch den Kopf, immer und immer wieder. *TOT!* Ich stieß einen panischen Schrei aus, ein kläglicher Versuch um den Wahnsinn aus meinem Geist zu verbannen. Erfolglos. Der Schrecken blieb haften, er war allgegenwärtig, und ich spürte, wie sich bittere Tränen der Angst ihren Weg aus meinen Augen bahnten. *Was beim rechten Weg hatte das zu bedeuten? Was war das für ein Alptraum, in dem*

*ich steckte?* Ein mancher mag sich an jener Stelle fragen, weshalb ich die Vision nicht durch den altbekannten physischen Stimulus, mich selbst zu zwicken, nicht beendete, allem voran, da ich mir der Irrealität des Geschehenen vollkommen bewusst war. Die Antwort ist, dass ich es nicht konnte, und dies auch wusste. Was ich erlebte, war keines jener ordinären, nächtlichen Phantasmen, die uns alle bisweilen in den stillen Stunden heimsuchen. Etwas, dessen Natur ich später zumindest ein wenig zu verstehen beginnen sollte, wollte mir etwas zeigen, und ich konnte der Wahrheit nicht entfliehen, nein, ich konnte ihr so wenig entfliehen, wie ein Mensch dem Sand der Zeit zu entfliehen vermochte. Als ich meinen Blick wieder vom Boden wandte und orientierungslos und hilflos schluchzend auf den Torbogen in Richtung des Waldes zuzukriechen begann, sah ich sie wieder. Es war die verschleierte Frau. Fast bemitleidend stand sie über mir und sah mich an. Zumindest vermutete ich das, denn trotz meines Blickwinkels konnte ich oberhalb ihrer Wangen nichts als den unnatürlichen Schatten ihrer Kapuze erkennen.

„Was bist du?“, brachte ich mit schwacher Stimme schließlich hervor. „Was, beim rechten Weg, bist du? Ein Dämon? Ein Todesengel?“ Es klang kümmerlich, wie das Lamento eines verzweifelten Kindes.

„Du fragst mich, wer ich bin“, antwortete sie wieder, ein Echo meiner kläglichen Worte. „Und du vermutest, dass ich ein schwarzer Engel deines Gottes sei, gekommen, um dich zu bestrafen. Aber“ – ein Hauch mütterlicher Sanftheit mischte sich in ihre raue Stimme – „du stellst die falsche Frage, Jaél. Denn wer ich bin, ist nicht von Bedeutung.“ Einen Moment lang sah ich sie verwirrt an, unfähig auf ihre kryptische Antwort zu reagieren. Einige Momente verharrte ich regungslos am Boden, mein Atem hektisch und panisch, und starrte die verschleierte Frau vor mir an. Erst eine gefühlte Ewigkeit später stellte ich die Frage, die gestellt werden musste.

„Und was ... was ist die richtige Frage?“

Für einen kurzen Moment meinte ich, ein trauriges Lächeln auf ihren Lippen zu erkennen. „Du erfragst von mir das, was du nur selbst herausfinden kannst“, sagte sie und setzte sich in Richtung des Steinbogens in Bewegung. „Und ich will dir einen Rat geben.“ Sie hielt inne, nur noch eine unwirkliche Gestalt im Silber der Nacht. „Einen Rat, wie du dem Tod deiner Seele entgehen kannst.“ Einen Moment lang herrschte Stille. „Beende dein falsches Leben. Und folge dem Feuer.“

Dann brach die Vision zusammen.

## Kapitel 2: Der Namenlose

Bis zum heutigen Tage sind mir Ursprung und Natur jener Vision ein Rätsel. Wer war die mysteriöse Frau? Und wie war sie in meine Gedanken eingedrungen? Oder war sie das gar nicht, war sie nur ein spektrales Abbild meiner Gedanken, eine Verkörperung meines Unterbewusstseins? Dies waren die Fragen, die mir unmittelbar nach meinem Erwachen durch den Kopf schossen.

Doch mir blieb nicht viel Zeit zu sinnieren. Denn als ich schweißgebadet und schwer atmend in meinem Bett wieder aufwachte, fiel mir sofort auf, dass irgendetwas anders war. Desorientiert richtete ich mich auf und rieb mir meine brennenden Augen. Ich sah mich in meinem Zimmer um und meine Knochen knackten widerstrebend, als ich meinen Kopf von links nach rechts wandte. *Nichts*. Meine Umgebung erschien mir vollkommen normal. Ich ließ meinen Blick ein weiteres Mal durch den schmalen Raum streifen, von der schweren Holztür über den kleinen Schrank bis zu dem Schreibtisch am rechten Ende des Raumes, auf dem zahlreiche Folianten und Schriftrollen unordentlich abgelegt worden waren. Verunsichert schloss ich meine Augen und kehrte in mich. Nein ... Die Unstimmigkeit entstammte nicht meiner Umgebung. Sie entsprang mir selbst. Genauer gesagt einem seltsamen, damals ungewohnten Gefühl in meinem Magen. Es war ein dumpfes, flaves Unbehagen, eine diffuse Angst, gleich der, die wir Menschen empfinden, wenn wir wissen, dass etwas Schlimmes oder Forderndes bevorsteht. Und dennoch schien mir das Gefühl vertraut, wie eine düstere Wahrheit, die ich all die Jahre in mein Unterbewusst-sein verdrängt hatte und die sich nun ihren Weg in meinen Verstand gebahnt hatte, wie immerwährend glühende Kohlen unter einer dünnen Schicht Eis, deren rissige Oberfläche begann zu schmelzen. Verunsichert legte ich meine Hände vor meinen Bauch, wie Kinder es instinktiv taten, wenn sie sich ihren Magen verdorben hatten.

Aber natürlich half es nichts – das seltsame, flave Gefühl blieb.

Benommen richtete ich mich auf und warf einen Blick aus dem schmalen Fenster über dem Schreibtisch. Die Vision, die sich wie eine Ewigkeit angefühlt hatte, schien in der Realität kaum mehr als eine Stunde angedauert zu haben, denn noch immer drang von außen kein einziger Klang an mein Ohr, und das Licht war nach wie vor trübe und blass. Nur ein fahler, grauer Sonnenkegel drang in meine Priesterkammer herein und erhellte den Tanz hunderter verirrter Staubkörner in der Luft. Zusätzlich zu meinem Unbehagen war mir übel, meine Augen brannten und ich fühlte mich schwach. *Wasser ... Ich brauche Wasser*. Träge setzte ich mich in Richtung des stets mit frischem Quellwasser gefüllten Trogs in Bewegung, der sich neben der schweren Holztür meines Zimmers befand. Ich spürte, wie sich das Unbehagen in mir verstärkte, und für einen Moment schoss mir ein aberwitziges Gedankenspiel durch den Kopf. Was würde ich in der spiegelnden Wasseroberfläche sehen, wenn ich mich über den Trog beugte? Die entstellte, verweste Fratze aus der Ruine? Oder das unscheinbare Gesicht des Mannes, dessen Leben mehr von Zufall und Alternativlosigkeit gelebt wurde als von freien Willen? Ich bekämpfte das Verlangen, mich von dem Trog abzuwenden und ging vor ihm in die Knie. Aber meine Angst wies sich als

unbegründet. Keine eitrigen Maden krochen aus dem Mund des Mannes, der mir aus der Reflektion entgegenstarrte, und keine rissige Haut offenbarte das Fleisch seiner Knochen. *Nur ein Traum. Es war nur ein Traum.* Ich schmunzelte halb kraftlos, halb verwirrt über meine eigene Torheit, formte meine Hände zu einer Schale und trank drei tiefe Schlucke. Dann spritze ich mir das kühle Nass ins Gesicht und verrieb es auf meinem Körper, meinem Haar, meinen Armen und meinen Füßen, griff nach einer Keilerborstenbürste, die neben dem Trog lag und schrubbte meine Haut so heftig, dass sie zu brennen begann. Zuletzt nahm ich meine braune Patersrobe von dem gusseisernen Haken an der Tür, streifte sie mir über und lehnte mich schließlich erschöpft an die Mauer. Ich fühlte mich besser, aber nicht gut. *Beruhig dich einfach, Jaél. Es war nur ein Traum ... nur ein Traum.* Mehrmals wiederholte ich diesen Satz in Gedanken, um die Überbleibsel des – wie ich meinte – nächtlichen Alptraums endgültig zu verbannen. Aber die erwünschte Wirkung blieb aus, denn jedes Mal, wenn ich die Augen schloss, schossen mir die Bilder meiner eigenen Leiche durch den Kopf und das Unbehagen in mir schwoll an, wie um die Aussage der Traumbilder zu untermalen. Ich seufzte auf und begann in meinem Zimmer auf- und abzuschreiten, wie ich es immer tat, wenn ich nachdachte.

Nur zu gut erinnere ich mich heute daran, dass jener Moment der erste in meinem Leben bis dahin gewesen war, in dem ich die Stille als etwas Bedrückendes empfunden hatte. Wie sehr wünschte ich mir das vertraute Knarzen von Wagenrädern, die hellen Rufe der Bäckerfrau oder das gelegentliche Iahen eines Esels herbei ... Aber nichts, absolut nichts war zu hören, nicht einmal der sonst in Nebelhaim allgegenwärtige Klagesang des Windes. Gemeinsam mit der fahlen Ausleuchtung meiner Kammer fühlte ich mich wie ein Teil eines tirmatralischen Trauergemäldes. Und immer wieder dieselben Bilder. Der Sarg ... Die Leiche. Und die verschleierte Frau mitsamt ihrer Worte ... *Folge dem Feuer ... Und beende dein falsches Leben.* Hing das flauere Gefühl in meinem Magen vielleicht mit ihnen zusammen? Was beim rechten Weg hatten sie zu bedeuten? Wieso träumte ich von derlei Dingen überhaupt? Meine Miene verdüsterte sich. *Falsches Leben? Was für ein geballter Unfug.* Ich lebte genau das Leben, das der Pfad für mich auserkoren hatte. Und selbst wenn mir von Zeit zu Zeit schwermütige Gedanken durch den Kopf schossen und ich hin und wieder einen neidischen Blick auf die abenteuerlichen Gestalten, die gelegentlich in Nebelhaim für Rast und Proviant einkehrten, warf, bedeutete das nicht, dass mein frommes Leben etwas „Falsches“ an sich hatte. Nein ... Ich konnte von Glück reden, dass ich nicht an der Seite meines unglücklichen Vaters bis zum Ende meiner Tage Fett auf Tierhäute schmieren musste oder gar zu jenen schicksalsgeschlagenen Menschen zählte, die sich in den stinkenden Gassen der Unterstadt Arks gegenseitig für einen schalen Kanten Brot die Kehle aufschlitzten. Ich kniff meine Augen zu einem Schlitz zusammen. *Derlei Gedanken sind es doch, die wegestreue Menschen vom Pfad abbringen. Sie verlieben sich in die irrsinnige Vision eines „abenteuerlichen Lebens“, und am Ende finden sie sich in Elend und Leid wieder.* Mit düsterer Miene dachte ich an die grausamen Geschichten aus der Außenwelt, die Nebelhaim von Zeit zu Zeit erreichten. Immer waren es Egoisten und machtgierige Menschen, die durch ihr eigennütziges Handeln Unschuldige ins Verderben rissen. Schließlich hielt ich inne. *Nein ... Mein Leben ist genau wie es sein soll.*

*"Ist es das wirklich, Jaël?"*

Ich fuhr zusammen. Was zum Henker? Verwirrt drehte ich mich herum, um den Ursprung der Stimme zu ermitteln. Nichts ... Ich war allein. Aber woher kam diese Stimme dann? Ich musste sie mir eingebildet haben. Soweit war es also schon gekommen – ich hörte Stimmen. *Dieser Traum treibt mich noch in den Wahnsinn.* Voller Ärger über mich selbst setzte ich mich wieder in Bewegung. Aber kaum war ich zwei Schritte gegangen, schnitt die Stimme erneut durch meine Gedanken – und diesmal schwoll zeitgleich mit ihrem Erklängen das flaue Angstgefühl in meinem Magen an, gleich dem Auflodern frischer Glut nach einem Lufthauch. Bilder und Gefühle drängten sich in mein Bewusstsein, Bilder und Gefühle, die sich drückend und schwer, aber gleichzeitig vertraut anfühlten. Diesmal sprach die Stimme mit einer Mischung aus Trauer und Spott.

*"Wie lange willst du die Augen noch vor der Wahrheit verschließen? Was muss passieren, dass du es endlich begreifst?"*

Diesmal taumelte ich mit ihrem Erklängen regelrecht einen Schritt zurück, weniger aber ob der Worte als wegen des Gefühls, das sie in mir ausgelöst hatte. Gedanken fegten durch meinen Kopf, und diesmal waren es nicht nur die Szenen aus meinem Traum. Ich sah mich selbst, wie ich schweißgebadet auf meinem Bett lag und zitterte. Ich sah mich trübsinnig in die Ferne starren, während Mater Pyléa mir aus dem Pfad vorlas. Und mit all diesen Gedanken ging dieses siechende Unbehagen einher, ein Gefühl der Verlassenheit, ein Gefühl der Angst. Instinktiv presste ich meine beiden Hände gegen meinen Bauch. Beim rechten Weg ... *ich verliere tatsächlich den Verstand. Ich verliere gottverdammte nochmal den Verstand!* Blitzartig drehte ich mich um und hastete zu meinem Pult, auf dem ein aufgeschlagener, in Leder gebundener Foliant lag. Es war handelte sich um eine handschriftliche Transkription des Pfades, die ich kurz vor der Sternfeuernacht-Feier begonnen hatte. Zwar war es dank einer ominösen, pressenartigen Konstruktion eines raffinierten Sternlingsforschers seit gut fünf Dekaden nun möglich, geschriebene Werke auf beinahe magische Art und Weise zu vervielfältigen (einen Vorgang, der der Presse zugrunde liegenden Mechanik wegen „Buchdruck“ genannt wurde), aber nichtsdestotrotz galt es nach wie vor als Zeichen spiritueller Hingabe, die heiligen Verse der Tradition nach von Hand zu vervielfältigen. Das Transkribieren hatte etwas Meditatives an sich, etwas Ruhiges, und wenn irgendetwas diese seltsame Stimme und die anschwellende Panik in meinem Magen verbannen konnte, dann war es nun Ruhe. Hastig schob ich meinen Hocker zurecht, entkorke das Tintenfasschen und griff nach der Feder. Dann begann ich zu schreiben. „Arbeit befreit den Kopf“, redete ich mir zu, ermutigt von der Tatsache, dass das Trommelfeuer der seltsamen Bilder und das mit ihnen einhergehende Gefühl wieder abgenommen hatten. Es war ein Traum gewesen, nichts weiter. Ein beängstigender Traum, ohne Frage, aber nichtsdestotrotz ein Traum. *Ja ... Ein paar Seiten konzentriertes Schreiben und eine kleine Versrezitation, und dieser Spuk hat ein Ende. Nichts mehr wird mich dann an die entstellte Gestalt im Sarg an dich erinnern, und morgen schon kann ich mein bedeutungsloses Leben weiterführen ja, alles wird wieder seinen gewohnten Lauf nehmen und irgendwann werde ich sterben, ohne die Wahrheit jemals gesucht zu haben, eine unbedeutende, verblässende Zahl unter Tausenden, und niemand,*

*nein, niemand wird sich jemals an dich, Jaél Gerbersohn, den Namenlosen erinnern und ...* Erst jetzt bemerkte ich, dass mir kalter Schweiß die Stirn in Strömen herunterlief und ich die Schreibfeder so fest umklammert hatte, dass meine Hand schmerzte. Die Sätze, die ich niedergeschrieben hatte, waren krakelig und voller Fehler. Ich ließ die Tintenfeder fallen und keuchte. *Hexenwerk! Das ist Hexenwerk!* Ich knallte den Folianten vor mir zu, schloss die Augen und kehrte in mich, wie Mater Pyléa es mir zum Klären des Geistes vor dem Gebet beigebracht hatte. *Atmen, Jaél. Atmen.* Ich zitterte am ganzen Körper, und mein Puls hämmerte förmlich gegen meine Handgelenke. Die Stimme kam eindeutig von mir. Sie war ein Teil meiner Gedanken und dennoch so fremd, so bedrohlich, und so lauernd. „Es ist zwecklos, Jaél.“ flüsterte die Stimme plötzlich wieder. „Du kannst der Bestimmung nicht entfliehen. Beende dein falsches Leben, beende es hier und jetzt und folge dem Feuer.“ Einen Augenblick lang herrschte Stille. „Sonst wirst du sterben.“

Als das letzte Wort in meinem Geiste verhallt war, explodierte die Angst in mir. Sie schoss meine Wirbelsäule empor und bahnte sich erbarmungslos ihren Weg durch meinen Körper, in mein Herz, in meine Fingerspitzen, durch die Knochen meines Schädels hinein in meinen Verstand, und das Gefühl, das sie in mir auslöste, war grauen-voll. Immer und immer wieder erschienen die furchtbaren Bilder aus dem Traum und die seltsamen Erinnerungen an scheinbar wahllos zusammengewürfelte Momente meines Lebens. Ich sah mich orientierungslos zwischen den Tempelbänken auf und ab schreiten. Ich sah, wie ich den Körper eines Verstorbenen in endraläischer Tradition für seine letzte Reise vorbereitete und dabei weinte. Und ich sah mich schweißüberströmt im Bett liegen, schwer atmend und mit weit aufgerissenen Augen. Aber es waren nicht einmal die Bilder, die es so unerträglich machten ... es war das Gefühl, das über ihnen allen lag wie eine bleierne, graue Wolke und das mich um den Verstand zu bringen schien. Ich fühlte eine Mischung aus Angst und Panik, ein Gefühl bitterer Einsamkeit und Verlassenheit. Ich fühlte mich wie vor einem pechschwarzen, düsteren Abgrund stehend, ohne Identität, verloren. Ich fühlte mich ... allein.

Es mag Euch schwer fallen, meine Beschreibung nachzuvollziehen, aber vielleicht hilft es Euch, die Mechanismen des menschlichen Geistes zu verstehen. Passiert einem Menschen etwas Schreckliches – wie der Tod eines Geliebten –, dann reagiert unser Verstand meist mit einer Art Schockzustand. Nur ein Teil dessen, was wir eigentlich empfinden müssten, dringt in unseren unmittelbaren Verstand, und die restlichen Gefühle werden in die Tiefen unseres Unterbewusstseins verbannt, verscharrt wie ein unliebsames, gefährliches Geheimnis. Erst wenn der Geist sich einigermaßen erholt hat, werden Stück für Stück die in dem verbannten Teil der Erinnerungen vergrabenen Gefühle ans Tageslicht gefördert, so dass der Betroffene sich mit ihnen auseinandersetzen und der Trauerprozess vollends abgeschlossen werden kann. Kommt es jedoch – aus welchen Gründen auch immer – nicht zu dieser Wiederaufarbeitung, beginnen die vergrabenen Erinnerungen irgendwann zu verwesen, zu faulen, und machen sich bemerkbar. Wir fühlen uns schwermütig, leiden an Angstattacken oder verlieren gar gänzlich die Fähigkeit zu empfinden. Zwar ist es möglich, mit einem nicht aufgearbeiteten Trauma wie dem solchen bis ans Ende seiner Tage zu leben, jedoch rauben uns die verscharrten Erinnerungen im besten Falle einen gewaltigen

Teil unserer Lebenskraft oder treiben uns im schlimmsten Fall zu seltsamen Taten. Als die Tentakel der Angst in mir wüteten, begriff ich, dass die grauenvollen Gefühle genau solche verwesenden Erinnerungen waren. Immer schon waren sie dagewesen, lauernde Schatten unter einem Schutzpanzer aus Glas. Es waren flüchtige Momente gewesen, in denen ich sie bemerkt hatte, klein und unscheinbar. Manchmal in der tiefsten Nacht, als ich schweißgebadet aus einem Alptraum erwacht war, unfähig, mich an auch nur ein Bild des Traumes zu erinnern. Manchmal in kleinen Einrissen meiner Gedanken, die mich bei vollkommen normalen Tätigkeiten ereilt hatten. Für einen winzigen Augenblick erfüllte mich dann immer eine nebelgraue Einsamkeit, und mir war, als wäre ich nichts weiter als ein Beobachter meiner selbst, Zuschauereines heuchlerischen, bigotten Theaterstücks. *Mein falsches Leben*. Was ich lebte, war eine Lüge, ein verzweifelter Versuch meines Verstandes, etwas in mir zu überdecken, was nicht überdeckt werden konnte. Ein Geheimnis, irgendetwas, was ich verdrängt hatte und was mein Geist nun nicht mehr zu verdecken vermochte. Nun war es freigebrochen, und führte mir erbarmungslos vor Augen, was geschehen würde, wenn ich mich nicht auf die Suche nach der Wahrheit machte: Der Tod. *Du stirbst*. Aber manche unter Euch mögen wissen, dass Erkenntnis und Handeln zwei fundamental unterschiedliche Dinge sind. Zwar hatte die Stimme in mir mich dazu gezwungen hinzusehen – und ich *hatte* gesehen –, aber nichtsdestotrotz wollte ich es nicht akzeptieren. Ich stieß einen gutturalen Schrei aus und fegte meine Schreibutensilien vom Tisch, ich warf meinen Hocker um und schlug mit bloßer Faust gegen die Wand meiner Kammer, den beißenden Schmerz, der meinen Arm daraufhin hinaufjagte, ignorierend. Ich wollte dieses Gefühl aus mir verbannen, irgendwie, damit ich wieder in mein altes Leben zurückkehren konnte. Aber mein Sträuben war zwecklos, und mit jeder Sekunde, die verstrich, begann mir die Panik die Kehle mehr und mehr zuzuschnüren, sie überschwemmte mich wie eine erbarmungslose Flut. Erst als mein Atem kaum mehr als ein Keuchen war, sank ich, den Rücken gegen die Wand gelehnt, und das Gesicht in meinen Händen vergraben, entkräftet zu Boden. Es ist zwecklos. Ich spürte, wie das Salz meiner Tränen auf meinen Wangen brannte und begann zu schluchzen wie ein kleines Kind. „Was soll ich nur tun? Bei Malphas, was soll ich nur tun?“, brach es aus mir hervor. Meine Stimme klang kümmerlich und zittrig.

Eine Weile lang geschah nichts. Dann vernahm ich wieder die Stimme in meinen Gedanken, sanft, melancholisch.

*"Du kennst die Antwort bereits, Jaél... Sie hat es dir gesagt."*

Diesmal verschlimmerte die Stimme die Einsamkeit in mir nicht. Nein, für einen Moment fühlte ich mich fast geborgen, und dieser Moment war es, in dem ich meine Entscheidung traf. Ja ... Sie hatte Recht. Ich wusste, was zu tun war. Ich wusste es und hatte es schon immer gewusst, doch so wie ein grünschnabliger Soldat erst nach dem Verlieren eines Beines begreift, dass die Mären von glorreichen Kriegen nur Mären sind, hatte ich meinen eigenen Tod sehen müssen, um zu begreifen.

Zu begreifen, dass ich mich auf die Suche nach der verdrängten Wahrheit machen musste. Zu jenem Zeitpunkt war mir noch unklar, was die verschleierte Frau mit dem „Feuer“ gemeint hatte. Stand das Feuer für die Wahrheit? Die Wahrheit hinter dem Gefühl der Leere und

Einsamkeit, das ich bis zum damaligen Tage zu verdrängen gelernt hatte, und welches nun nicht mehr verdrängt werden konnte?

Der neugeborene Mann, der später als der „Schlächter von Ark“ bekannt werden sollte, wusste zu diesem Zeitpunkt nicht, dass er die Antwort auf seine letzte Frage schon sehr bald erfahren würde.

~

Nur noch vage sind die Erinnerungen an die Stunden unmittelbar nach meiner Entscheidung. Macht nicht den Fehler, an dieser Stelle zu vermuten, dass das beklemmende Gefühl in meinem Magen mit meiner Erkenntnis über seine Natur gewichen war. Nein, es war immer noch da, und jedes Mal, wenn ich beim Packen meiner Siebensachen auch nur einen einzigen Gedanken der Unentschlossenheit aufkeimen ließ, wurde es wieder stärker, beklemmender und präsenter, gleich einem Meister, der dazu entschlossen war, seinen wankelmütigen Schüler mit harten Worten und Tadel auf dem rechten Weg zu halten. Dennoch spürte ich eine Entschlossenheit, die ich in meinem Leben so noch nie gespürt hatte. Ja, tatsächlich fühlte ich so etwas wie ... Aufbruchsstimmung, so absurd diese Worte in Anbetracht des just Beschriebenen auch klingen mögen.

Als ich meine Habseligkeiten beisammen hatte, verließ ich schließlich den Tempel, der ein ganzes Jahrzehnt meine Heimat gewesen war. Ich warf einen letzten, verabschiedenden Blick in das ehrfurchterregende Innere der Tempelhalle. Da stand es, Malphas' steinernes Ebenbild, in seinen massiven, stählernen Harnisch gekleidet, den Blick entschlossen in die Ferne gerichtet. In ihrer Linken hielt die Statue eine Nachbildung zerborstener Ketten, und die Rechte deutete kraftvoll und voller Stolz nach vorne, den Wegweisend. Ein letztes Mal schloss ich die Augen und sog das im Tempel allgegenwärtige Duftgeflecht aus Weihrauch, Lavendel und Rosen ein. Früher hatte mir der Geruch ein Gefühl der Geborgenheit vermittelt. – Jetzt kitzelte er unangenehm in meiner Nase und erinnerte mich an den der Totensalbe, die die Bewohner der Inseln von Kilé zum Einbalsamieren ihrer Dahingeschiedenen verwenden. Ich schluckte schwer, entschwand ins Freie und schloss schließlich die Tür hinter mir.

Der Inhalt des Pakets, das ich mir geschnürt und über meine Schulter gehängt hatte, umfasste nicht viel: einen Laib noch verhältnismäßig saftiges Endraläer Krustenbrot und einen Schlauch Wasser aus dem Trog, meine kratzige Baumwolldecke, einen Beutel voll Groschen und die heiligen 101 Verse, die ich nach anfänglichem Zögern doch eingesteckt hatte. Zwar fühlte sich der Foliant ungewöhnlich schwer an, und sein Ledereinband erschien mir ungewöhnlich rau und gleichzeitig ... ja, klebrig, aber zu tief war meine Gebundenheit zu dem Lichtgeborenen, dessen heiliges Wort der spirituelle Kompass für einen jeden gläubigen Endraläer war, und der neben Mater Pylea mein einziger Weggefährte in meinem bis dahin einsamen Leben gewesen war. Eines war mir klar: Ganz egal, wohin ich reisen würde, ich brauchte Proviant und anständige Kleidung. Nicht nur, dass die Patersroben zu schwer und unhandlich waren und in den kommenden Monaten des Sommers viel zu warm sein würden, nein, sie erschienen mir ebenfalls wie Ballast, vollkommen ungeeignet, um mein seltsames Vorhaben in die Tat umzusetzen. Zwar würde mich jeder Reisende – Briganten mal ausgenommen – mit Respekt und Ehrfurcht behandeln, aber gleichzeitig waren sie ein Symbol für mein altes Leben als Pater.

Ich musste also zum Marktplatz und einen Händler finden, der trotz des heiligen Tages seine Waren zum Verkauf anbot. Es war ein seltsames Gefühl, den sonst so rege bevölkerten Marktplatz derart still zu erleben. Lediglich ein paar Hühner, die ihr Besitzer in einem eigens errichteten Gehege in einer Ausbuchtung der kümmerlichen Stadtmauer zusammengepfercht hatte, gackerten müde und verschlafen, und außer einem Hund mit fransigem Fell schien niemand meine Anwesenheit auch nur zu bemerken. Die Sonne war mittlerweile auf-gegangen, aber sie schenkte der Stadt ob der vielen, grauen Wolken kaum Licht. Es würde regnen. Schließlich hatte ich mein Ziel erreicht. Es war ein kleiner, gemütlicher Krämerladen. Die Häuserfassade war von Efeu überwuchert, das selbst die milchigen Fenster unmittelbar unter dem schief gebauten Dach umrahmte. Ein mit Kisten und Fässern beladener Handkarren stand unverrichteter Dinge vor dem Eingang, als hätte sein Besitzer ihn inmitten der Arbeit stehen gelassen, und vermutlich war es auch so gewesen, denn der Geruch von Alkohol und Bratenfett lag noch spürbar in der Luft. Bunte Girlanden, die im Sonnenlicht ein schillern-des Farbspektakel abgegeben hätten, hingen noch schlaff zwischen den engen Häusergassen, und mehrmals knirschte es unter meinen Stiefeln, als ich über die Splitter zerborstener Tonkrüge lief. Als „Carvais Allerlei“ wies das Schild neben der schweren Eingangstür den Laden aus.

Ich klopfte, und klopfte erneut, als Momente verstrichen waren und keine Reaktion ersichtlich gewesen war. Erst beim dritten Mal hörte ich schlurfende Schritte, und ein betagter Sternlingsmann mit glattrasiertem Gesicht und scharfer Nase öffnete mir die Tür. Sein Blick verriet, dass er bis zu dem Moment, in dem er mich erkannte, den ungewünschten Kunden zu verscheuchen gedacht hatte, vermutlich da er selbst rege an den Feiern der Sternsommernacht teilgenommen hatte – zumindest ließen seine tiefen Augenringe derartiges vermuten. Für einen kurzen Moment erschien mir sein Anblick seltsam bizarr, ja, vertraut, als hätte ich etwas derartiges schon oftmals erlebt, aber dieses Gefühl verflog in dem Moment als der Sternling das Wort erhob. „Ähm ... Pater?“, sagte er, die Stimmbänder rau und geschunden. Er blickte nervös auf das gestickte Emblem meiner Robe, das ein stilisiertes Auge mit einem Schwert zeigte. „Kann ich Euch helfen?“ Ich bemühte mich um ein Lächeln. „Könnt Ihr, indem Ihr mir Eure Waren zeigt. Darf ich eintreten?“ Ich war überrascht, wie selbstsicher, bestimmt und freundlich zugleich meine Stimme klang. Für einen Moment betrachtete mich der Sternling namens Carvai verunsichert. Er war wie alle seiner Ethnie klein und drahtig gebaut und hatte krauses Haar und eine spitze Nase. Carvai war ein wegestreuer Mann und besuchte mit seinen etlichen Kindern stets pflichtbewusst die drei Messen jede Woche, was auch der Grund gewesen war, dass ich ihn als Ausstatter für meine aberwitzige Reise erwählt hatte. Er würde keine Fragen stellen, zu groß war sein Respekt vor dem Klerus. Kurz kratzte sich Carvai an seiner Nase und sah mich verschlafen und verwirrt zugleich an. In seinen Augen las ich die stumme Frage, was beim rechten Weg der Dorfpriester zu jener frühen Morgenstunde in einem Krämerladen suchen könnte. Dann nickte er jedoch ergeben, trat zur Seite und ließ mich eintreten. Sein Haus versprühte anders als die trostlose Landschaft um Nebelheim ein Gefühl rustikaler Geborgenheit. Ich hörte das Knistern des Kamins aus einem großen Raum am Ende des Ganges, und für einen kurzen Moment sah ich ein junges Mädchen durch eine Tür am Kopf der Treppe rechts neben dem

Eingang lugen. Ich beneidete das Sternlingskind. Ihr und ihren Geschwistern hatte ihr Vater ein Zuhause geschenkt, das Gefühl von Geborgenheit, das ich bei Gilmon niemals erfahren hatte. Als Pylea mich nach der Weihe unter ihre Fittiche genommen hatte, war es schon zu spät gewesen.

Die hölzernen Wände wirkten solide, wenngleich alt, und ein großes Küstenpirschfell hing an der linken. Zögerlich tat ich einen Schritt und stolperte beinahe über eines der etlichen Schuhpaare, die ich ganz übersehen hatte. Ich hörte die Tür hinter mir ins Schloss fallen, und Carvai räusperte sich.

„Hier lang, Pater“, sagte er und verschwand in den großen Raum, aus dem das Knistern stammte und der sich als Verkaufsraum entpuppte. Es war erstaunlich. Hinter dem hölzernen Tresen, der das Herrschaftsgebiet des Verkäufers von dem des Kunden trennte, türmten sich Dinge mannigfaltigster Art, Möbel, Kisten, Truhen. Große Bücherregale standen überall, wo die Wand noch Platz bot, und allesamt waren sie mit staubigen Folianten, Schriftrollen, Kristallen oder Schatullen gefüllt. So klein und bescheiden der efeuüberwucherte Laden von außen aussehen mochte, ich konnte mich des Gefühls nicht erwehren, dass sich sicherlich die eine oder andere kostbare Antiquität unter der endlosen Menge an Dingen, die der Krämer hortete, befand.

„Also ... Was genau braucht Ihr, Pater?“, fragte der Sternling schließlich.

Einen Moment lang fiel mir keine Antwort ein. *Ja, was eigentlich?* Ich wollte aufbrechen, um die mysteriöse Frau aus meinem Traum zu finden, und ein Gefühl sagte mir, dass meine Reise vielleicht nicht in Enderal enden würde.

„Naja ...“, setzte ich an. „Alles, was man für eine längere Reise braucht.“ Der Sternling fürchte die Augenbrauen. „Eine Reise? Wohin denn?“ Er stockte einen Moment. „Falls die Frage Euch genehmt.“

„Ich reise ... gen Ark“, improvisierte ich. Je später der Krämer auf die Idee kommen würde, die Kunde meiner Flucht weiterzuerzählen, desto besser. „Der Hohepriester verlangt nach uns.“ Das schien ihn zufrieden zu stellen.

„Verstehe ...“, sagte er und öffnete die Klapptür des Tresens. „Dann fühle ich mich umso geehrter, dass Ihr meinen Laden aufsucht.“ Ich nickte lächelnd und ließ mich von ihm durch sein Allerlei führen. Eine gute halbe Stunde später war ich um einhundertundzwei Groschen ärmer und um einen robusten Lederrucksack, ein gutes Paar Stiefel, eine Reisekutte mit tiefhängender Kapuze und einen alten Eisendolch, mit dem ich nicht umzugehen wusste, reicher. Außerdem hatte mir Carvai einen Wanderstab verkauft, der angeblich von Pilgern, welche die sieben Wegeschreine bereisten, favorisiert wurde. „Er eignet sich vorzüglich zum Abwehren von Ungeziefer“, hatte er mir vertrauenswürdig bestätigt. Zum Abschied hatte ich ihn gesegnet und war mit priesterlichem Lächeln seinem Laden entflohen. Proviant hingegen erstand ich in der Dorftaverne. Zwar sah mich der Matris, der allen Naturgesetzten zum Trotz ob der Feierlichkeiten der vorangegangenen Nacht bereits wieder voller Elan und Energie die Zeugen des Festes beseitigte, leicht verwirrt an, aber er verkaufte mir nach einer knappen Erklärung meiner Reiseziele zu günstigen Preisen einen Laib duftendes Brot, getrocknete Früchte und einen ganzen Bottich eingelegtes, säuerlich riechendes Flüsterkraut, das seiner langen Haltbarkeit wegen eine beliebte Wegzehrung unter Reisenden darstellte. Auch er bat mich um meinen priesterlichen Segen, den ich ihm mit einem seltsamen Gefühl der Lüge im Magen gewährte. Noch nie hatte ich

mich bei jenem routinierten, zeremoniellen Akt falscher gefühlt.

Der Gardist Yleas war der letzte Mensch, den ich sah, bevor ich den Hügel, auf dem Nebelheim gelegen war, hinunterwanderte. Er war zu verschlafen, um meine Reiseziele auch nur zu erfragen. Gehörig öffnete er mir das hölzerne Tor und gehieß mir Schreitewohl. Als ich Nebelheim hinter mir ließ, durchflutete mich ein Gefühl, dass sich am besten als melancholische Befreiung beschreiben lässt. Ich hatte binnen weniger Stunden mein Leben, das die verschleierte Frau aus dem Traum als „falsch“ bezeichnet hatte, beendet. Niemand würde mein Fehlen bis spät in den Tag hinein bemerken.

## Kapitel 3: Erste Schritte

Die ersten Tage meiner Wanderschaft waren ein beinahe spirituelles Erlebnis, wenngleich kein durchweg schönes. Ich fühlte mich, als hätte ich mein gesamtes vergangenes Leben mit einem grauen Schleier vor den Augen gelebt, und je mehr ich mich von der kahlen Klippe entfernte, desto surrealer erschien mir der Gedanke, dass ich dort ganze achtundzwanzig Jahre gelebt haben sollte ... als Priester. Es erschien mir fast, als wäre all das nur ein Traum gewesen.

Aber wer war ich nun?

Ich vermochte mir selbst keine zufriedenstellende Antwort darauf zu geben. In den Augen des heiligen Ordens würde ich, sofern ich nicht augenblicklich kehrt machte und meine törichte Reise beendete, über kurz oder lang ein Ketzer werden, ein Wegelöser, der seinen Pfad verlassen hatte. Dabei spielte die Tatsache, dass ich eigentlich selbst Teil des Klerus war, nur eine untergeordnete Rolle. Zweifel und Bitterkeit durchschnitten mein Befreiungsgefühl wie ein geistiges Schwert, wenn meine Gedanken auf Malphas und seine 101 Verse fielen. Aber gleichermaßen verhielt es sich, wenn ich an eine Rückkehr dachte. Das flaue Gefühl in meinem Magen nistete geradezu lauernd in mir, und als ich am zweiten Tag meiner Reise einmal ein paar Schritte in Richtung Nebelheim zurück gegangen war, erfasste mich die gleiche grauenvolle Panik, die mich in meiner Priesterkammer zum Zusammenbruch gebracht hatte. Nein ... Der einzige Weg, den ich jetzt noch beschreiten konnte, war der, der über die verdrängten Erinnerungen lief, fort von meinem falschen Leben. Wo genau ich meine Suche nach den verlorenen gegangenen Fragmenten meiner Kindheit beginnen sollte, wusste ich nicht im Ansatz. Als Gilmon mich gefunden hatte, war ich gerade mal zwei Jahre alt gewesen. Was konnte passiert sein, das mich derart geprägt hatte? Ich hatte nur einen Anhaltspunkt, um Antworten zu finden, nämlich die ominösen Worte der verschleierte Frau, und obgleich mir diesen zu vertrauen so irrational und albern erschien wie sich die Zukunft von qyranischen Knochenlesern vorhersagen zu lassen, blieb mir nichts anderes übrig.

*Folge dem Feuer....*

Ich hielt einen Moment inne und wischte mir den Schweiß von der Stirn. Ich hatte einen kleinen Küstenpfad eingeschlagen, als ich die Nebelhaimer Klippe heruntergestiegen war, und befand mich nun an der Grenze des Herzlandes. Bis nach Ark waren es von hier noch gut elf Tagesmärsche, aber ich beabsichtigte, von meinen letzten Groschen einen Myradenflug in die Hauptstadt zu bezahlen. Zu gefährlich waren die dicht bewachsenen Straßen durch die endraläischen Wälder. Derzeit befand ich mich auf einem halbwegs befestigten Wanderweg inmitten zweiter bunt bewachsener Wildwiesen. Vogelgezwitscher erfüllte die Luft, und die Sonne brannte mir in den Nacken. *Du bist verrückt, Jaél ... einfach verrückt*, dachte ich, als ich einen Blick zurück warf. Ja, was ich tat, widersprach wirklich allem, was mir die heiligen Verse gelehrt hatten. Noch vor rund sieben Mondwenden hatte ich selbst eine kleine Gruppe pfadesreifer Knaben und Mädchen durch ihre Weihe begleitet. Ich erinnerte mich, wie ein kluges, rothaariges Aeternamädchen bei einer der Vorbereitungsstunden das Wort an mich gerichtet

hatte. Ihre Haare waren fein und glatt gewesen, wie bei allen ihrer spitzohrigen Rasse. „Was, wenn ich keine Schneiderin werden will?“, hatte sie mich gefragt, nachdem ich ihr und fünf anderen Kindern die Bedeutsamkeit der Zeremonie erklärt hatte, die sie zu ihrem nächsten Namenstag erwarten würde.

„Wie heißt du denn, junges Mädchen?“, hatte ich daraufhin lächelnd erwidert. Der entschlossene Blick war nicht aus den Augen des Mädchens gewichen. „Syléna, Pater. Ich heiße Syléna.“

–

„Syléna ... In Ordnung. Lass mich dir ein kleines Rätsel geben. Oder nein, besser gesagt, lasst mich euch allen ein kleines Rätsel geben.“ Sie hatte ihren Augenbrauen gefurcht und mich skeptisch beäugt, mehr erwachsene Frau als junges Mädchen. „Stellt euch vor, ihr seid allesamt tapfere Entdecker und Entdeckerinnen. Eure heilige Mission, veranlasst vom heiligen Ordensführer selbst, ist es, ein neues Land fernab der Skaragg-Inseln zu erschließen ... Wie die ersten Pioniere es damals hier in Enderal taten.“ Der teils hilflose, teils gelangweilte Ausdruck in den Gesichtern der Kinder war der Neugierde gewichen, nur Syléna blickte mich nach wie vor entschlossen und skeptisch an. „Allerdings“, hatte ich mit betonter Stimme gesagt und dabei meinen Zeigefinger gehoben. „ereilt euch alle ein großes Unglück.“ Ich hatte eine bedeutungsschwere Pause eingelegt.

„Ein Gewittersturm. Ihr seid erst auf halber Strecke, da verschlingt ein tosendes Unwetter eure Galeere. Zwar habt ihr Glück, da wie durch ein göttliches Wunder niemand von euch zu Schaden gekommen ist, aber ihr alle findet euch auf einer wilden, unbesiedelten Insel wieder, um euch herum nichts als Dickichte, kalter Sand und Wrackteile.“ Bis auf Syléna hatte ich sie zu diesem Zeitpunkt meiner Erzählung allesamt in den Bann gezogen.

„Euch wird allen sofort klar: Wenn ihr überleben wollt, dann müsst ihr handeln. Und zwar sofort. Denn nicht nur die klirrende Kälte und euer Hunger könnten euch zum Verhängnis werden, nein ... Aus der Ferne hört ihr ein bedrohliches Knurren, wie es nur von wilden Vatyren stammen kann.“ Einige der Kinder hatten bei der Erwähnung jener scheußlichen, ziegenartigen Kreaturen, die eigentlich hauptsächlich in dunklen, feuchten Höhlen und Ruinen heimisch waren, angeekelte „Ahh“- und „Igitt“-Laute von sich gegeben. „Ihr beginnt also, Holz zu sammeln und ein Lager zu errichten. Aber schon bald begreift ihr, dass einige von euch besser für gewisse Aufgaben geeignet sind als andere. Ralof etwa kann durch seinen kräftigen Körperbau doppelt so viel Holz tragen wie zum Beispiel Syléna. Oder du, Gilma, du bist eine begnadete Schützin, da dein Vater dich schon früh an den Strohpuppen im Gardehaus hat üben lassen. Wer sollte also die erste Wacht übernehmen, und wer sollte Feuerholz sammeln gehen?“ Ralof sollte das Holz schleppen und Gilma die Wacht übernehmen, darüber waren sich die Kinder einig gewesen. Das Spiel war weitergegangen, bis allen „Pionieren“ ihren körperlichen und geistigen Voraussetzungen gemäß Aufgaben zugeteilt worden waren.

„Gut. Aber nun geschieht etwas Ärgerliches: Ralof fühlt sich aus-genutzt und will kein Feuerholz mehr sammeln gehen.“ Der Junge, der angesprochen war, warf mir einen empörten Blick zu, den ich mit einer Handbewegung beschwichtigte. „Natürlich nur in dieser Geschichte. Auf jeden Fall will er kein Holz mehr sammeln

gehen. Er sagt, er möchte nun mit Gilma Wache stehen, obwohl alle von euch wissen, dass er mit einem Bogen nicht einmal einen blinden, gelähmten Troll treffen könnte. Hier also meine Frage an euch: Was wäre besser für euch alle? Wenn Ralof sich seiner selbst besinnt, oder wenn er fortan Wache steht, und stattdessen Gilma Holz sammeln geht?“ Natürlich das Erstere, wie die Kinder einmütig bekräftigt hatten.

„Richtig. Denn nur so werdet ihr auf der lebensfeindlichen Insel Vatyren, Hunger und Kälte trotzen können, bis die Rettungsgaleere erscheint und euch zurück nach Enderal bringt. Und das ist die Essenz dessen, was uns die Heilige Schrift lehrt: Nur in einer Gemeinschaft, die dem Wohle aller und nicht der Eigenbrötlerei des Einzelnen folgt, kann Einheit und Stärke entstehen. Und Malphas höchstpersönlich erwählt unsere göttlichen Aufgaben für uns, denn wer sollte unsere Stärken und Schwächen besser kennen als derjenige, der unseren Müttern jeden Mond aufs Neue das Geschenk gibt, Leibesfrüchte gedeihen zu lassen?“ Mit einem zufriedenen Lächeln war mein Blick wieder zurück zur ursprünglichen Fragestellerin gewandert.

„Und das, liebe Syléna, ist die Antwort auf deine Frage. Selbst wenn dir Zweifel an dem Pfad, den Malphas bald für dich wählen wird, aufkommen, so trotze ihnen, wie du einer Krankheit trotzt. Denn nur ein in Fleisch und Geist geeintes Volk kann die Ewigkeit überdauern.“ Die Antwort der Kinder war andächtige Stille gewesen. Syléna allerdings hatte ihren argwöhnischen Blick durch meine – von dem ersten Vers des Pfades inspirierte – Geschichte nicht verloren.

*Der Pfad ... Hatte ich jemals wirklich daran geglaubt? Ich weiß es nicht. Es war das, was mir Mater Pylea beigebracht hatte. Es war das, was ich zu glauben hatte. Wenn selbst ich, ein gebildeter Mann mit Zugang zu so viel geballtem Wissen, die verwesten Erinnerungen meiner Kindheit erst nach einer Vision entdeckt hat ... was ist mit anderen Menschen? Leben sie alle ein ... falsches Leben? Aber, schoss es mir da plötzlich durch den Kopf, wenn der Pfad tatsächlich eine Lüge ist ... was ... was führt uns dann? Welcher Ordnung unterliegt dieses Leben dann überhaupt?* Dieser ketzerische Gedanke sollte mich bis zum Sonnenuntergang beschäftigt halten.

Erst als die Sonne schon fast vollends am Horizont versunken war, sah ich auf dem Wanderpfad wieder Spuren menschlichen Lebens. Wie schon die vorangegangenen vier Tage war ich auch heute den ganzen Tag unter Pinien und Zypressenbäumen entlanggewandert und war keiner einzigen Menschenseele begegnet, was mich zutiefst verwundert hatte. Nun aber erstreckte sich vor mir ein gigantisches Weizenfeld, in dessen Mitte eine turmhohe Windmühle thronte. Ihr Rad drehte sich gemütlich im abendlichen Wind, und ein Geruchsgemisch aus staubiger Erde, Moos und frisch gesicheltem Gras lag in der Luft. Für einen Augenblick ließ mich die rustikale Schönheit, die dieser Anblick verströmte, meine schmerzenden Beine und das flaue Gefühl in meinem Magen vergessen. *Menschen.*

Trotz meiner Erschöpfung beschleunigte ich meinen Schritt und gelangte schon bald auf eine befestigte Straße, die sich zwischen den Weizenhügeln hindurchschlängelte. Und es dauerte nicht lange, bis ich das sah, was ich gesucht hatte: Eine Herberge. Die Nacht war nun vollends hereingebrochen, und das orangefarbene Licht, das aus den Fenstern des alten, efeubewachsenen Bauernhauses strahlte, versprach Geborgenheit und Rast. Ein Lächeln machte sich

auf meinen Lippen breit, und ohne es zu bemerken, seufzte ich erleichtert. Die letzten Nächte hatte ich immer in kleinen Kavernen Lager gemacht, und mein Rücken, der an mein gemütliches Bett gewöhnt war, hatte mir jeden Morgen erneut sein Missfallen kundgetan. *Eine warme Mahlzeit* ... Plötzlich preschten zwei Pferde im vollen Galopp an mir vorbei. Reflexartig sprang ich zur Seite, und nur knapp verfehlte mich eine Pferdeflanke. Ich stieß einen erschrockenen Schrei aus und stolperte, als ich versuchte, das Gleichgewicht wieder zu erlangen. Mit einem dumpfen Aufschlag landete ich im Staub. *Was zum Henker?!* Empört sah ich den beiden Reitern hinterher, die einige Armweiten von mir entfernt zum Stillstand kamen. Es handelte sich um zwei Hünen in solider Lederkleidung, so wie die von Jägern. Ihre Rösser waren schwarz, was auf eine teure Gattung schließen ließ. Wütend beobachtete ich, wie die beiden Reiter von ihren Pferden stiegen, einem schlanken Knaben – der vermutlich der Stallbursche war – einen Groschen zuschnippten und im Inneren der Taverne verschwanden. Wenn ich etwas schon damals hasste, dann waren es selbstgefällige, grobe Menschen. Hatten diese beiden Affen überhaupt gemerkt, dass sie mich beinahe über den Haufen geritten hatten? *Vermutlich nicht. Und wenn sie es getan hätten, hätten sie dir trotzdem keinen müden Blick zugeworfen. Ich zog meine Lippen zu einem Strich zusammen. Verdammte Primitivlinge.*

Doch mein Geist war zu erschöpft, um der Wut weiterhin Platz in meinen Gedanken einzuräumen. Also zuckte ich resigniert mit den Schultern, hob meinen Stab vom Boden auf und überwand die letzten Schritte zu dem Bauernhaus. Ein geradezu überwältigender Duft nach frisch gebackenem Brot entfaltete sich in der Luft, und mein Ärger war wie verraucht. Ich warf einen kurzen Blick auf das im Wind wackelnde Tavernenschild, das vor dem Eingang hing. *Zum Roten Ochsen.* Hier würde ich also die erste „zivilisierte“ Nacht meines neuen Lebens verbringen. Als ich die Gaststätte betrat, schlug mir ein angenehmes Klanggemisch aus Stimmen, klirrenden Kelchen und prasselndem Feuer entgegen. Augenblicklich spürte ich, wie die Kälte aus meinen Gliedern wich und mir das Wasser im Mund zusammenlief. Ich war hungrig, da ich trotz des langen Marsches außer einem Kanten meines Brots und ein paar Handvoll Flüsterkraut nichts zu mir genommen hatte. Die Taverne war sehr gut besucht, was für mich die Leere auf den Straßen und vor den Häusern erklärte. Ich vermutete, dass sie eine Art Dreh- und Angelpunkt für die Bauern der Region war. Der Schankraum selbst bot ungefähr dreißig Seelen Platz, und beinahe alle Stühle, Hocker und Bänke waren besetzt. Beleuchtet wurde er von an den Wänden angebrachten Fackeln, deren Flammenspiel die anwesenden Gäste in tanzenden Schatten an die Wand bannte. Eilig ordnete ich meine Wanderrobe und wand mich zwischen den Tischen hindurch zur Schenke. Ich warf einen musternden Blick auf die anderen Gäste. Unmittelbar neben dem Eingang saß ein müde aussehender Mann und studierte eingehend ein vergilbtes Bilderheftchen namens „Das heitere Aeternafräulein“, das sich seinen schlüpfrigen Zeichnungen nach zu urteilen nicht ausschließlich an Ethnologen richtete. Ein bärtiger Barde stimmte gerade auf einem beinahe beschämend kleinen Podest seine Laute, vermutlich, um in einigen wenigen Momenten ein weiteres Lied in der lärmenden Klangkulisse untergehen zu lassen. Unmittelbar vor mir saß außerdem ein beneidenswert gut aussehender, fein gekleideter Mann, der sich gerade mit einer Frau unterhielt, die ihm ihrer Mimik

nach zu urteilen hoffnungslos verfallen war. Ich schätze ihn auf fünfunddreißig Winter. Er hatte pechschwarzes Haar, ein männliches, aber dennoch feines Gesicht und einen Dreitagebart. Unwillentlich verzog ich den Mund. *Mit Sicherheit einer dieser oberstädtischen Schnösel, die sich mit ihrem Erbe durch die Welt vögeln.* Kaum hatte ich fertig gedacht, bemerkte der Schönling mein Starren. Er sah mich für einen Augenblick mit funkelnden Augen an und lächelte, gewinnend und selbstverliebt zugleich. Dann wandte er sich wieder seiner Bewunderin zu. Die restlichen Gäste waren Reisende und Bauern aller Art, Mann und Weib, Jung und Alt, Groß und Klein. Ich fühlte ich mich deplatziert, wie ein Nordmann auf einem qyranischen Basar, fremd und unwohl inmitten all der rauen Gestalten, zu denen ich zweifelsohne nicht gehörte.

Hastig schritt ich zum Tresen, der sich unter einem niedriger gelassenen Teil der Decke befand und hinter dem Fässer und Schnäpse aller Art auf Regalen aufgereiht waren. Ich wollte gerade zum Wort ansetzen, da fielen mir die beiden klobigen Gestalten auf den hüfthohen Tresenhockern auf. *Die beiden Affen.* Erstmals hatte ich Zeit, sie mir genauer anzusehen. Einer der beiden trug einen Vollbart und zwei seltsame Ohringe, die ihm das Aussehen eines Freibeuters verliehen. Sein Kumpane war zwar nicht bebart, aber er hatte ebenfalls ein Kinn, das dazu geschaffen schien, Nordwindsteinmauern damit zu zerschmettern. Einen Moment lang überkam mich das Verlangen, den vor mir stehenden Bierkrug zu packen und den Männern ins Gesicht zu schütten, das allerdings in dem Augenblick verschwand, als die beiden meine Anwesenheit bemerkten. Unwillkürlich zog ich den Kopf ein, als sie mir einen amüsierten Blick zuwarfen und sich wieder ihrem Fleischeintopf zuwandten. *Sie haben mich nicht einmal erkannt.* Mit einem kaum merklichen Kopfnicken signalisierte ich der Schankmagd, die hinter dem Tresen stand und Krüge säuberte, zu kommen. Sie trat herbei, musterte mich von Kopf bis Fuß und warf mir einen belustigten Blick zu. „Matris? Was darf ich Euch bringen?“, sagte sie mit rauer Stimme. *Wenigstens hat sie den Anstand, mich wie einen städtischen Mann anzusprechen.* Ich bemühte mich, mir nichts von meinem inneren Aufruhr anmerken zu lassen.

„Ein Glas Ziegenmilch bitte.“

Ich hatte versucht, selbstbewusst und männlich zu sprechen, aber meine Stimme war von dem viertägigen Schweigen rau und ungeübt und erklang deshalb als bemitleidenswertes Krächzen. Und hätte ich nach den Kronjuwelen der Goldenen Königin gefragt, hätten die Reaktionen nicht heftiger ausfallen können. Während die Schankmagd nur amüsiert lächelte und bedauernd den Kopf schüttelte, brachen die beiden grobschlächtigen Männer neben mir in schallendes Gelächter aus. „Ziegenmilch“, rührte der eine und klopfte dabei seinem Kameraden mehrfach auf die Schulter. „Er will ein Glas Ziegenmilch!“ Ich starrte den Hünen mit einer Mischung aus Irritation und Trotz an. Vermutlich hätte ich die weiteren Geschehnisse des Abends vermeiden können, wenn ich in diesem Moment nicht zu einer Erwiderung angesetzt hätte. Obgleich in meinem Kopf zahlreiche, schlagfertige Antworten herumgeisterten, war jene, die ich den beiden Männern mit vor der Brust verschränkten Armen schließlich gab, kümmerlich.

„Ja, Ziegenmilch“, sagte ich mit bebender Stimme. „Habt Ihr ein Problem damit?“ Dies schien bei den beiden Affenmenschen für noch größere Erheiterung zu sorgen. Diesmal lachten sie so laut, das selbst der bärtige Barde sein Lautenspiel einstellte

und mit einem halb-beleidigten, halb-neugierigen Blick wie einige andere Gäste auch seinen Blick gen Tresen richtete. Nachdem sie fertig gelacht hatten und sich dabei immer wieder bestätigend auf die breiten Schultern geklopft hatten, richtete der Freibeuter das Wort an mich. Seine Stimme glomm förmlich vor Spott und Erheiterung. „Aber woher denn, Matris?“, sagte er mit einer mitleidvollen Miene. „Es ist nur ... Die Ziegenmilch ist leider heute Abend aus.“ Er pausierte kurz, grinsend. „Aber vielleicht probiert Ihr es mal bei der Dirnenschenke im Arker Badehaus.“ Diesmal barsten die beiden förmlich vor Lachen über ihre eigene Witzelei. Ich spürte, wie glühende Wut in mir aufstieg. Nie war mir seit der Aufnahme meines Priesteramtes mit derlei Respektlosigkeit begegnet worden. Nie! „Werde ich tun, wenn ich euch beide dort das nächste Mal im Affengehege besuche“. Ich erstarrte. Die schnippische Erwiderung war meinen Lippen schneller entsprungen, als ich sie überhaupt gedacht hatte, und ich meinte zu spüren, wie die heitere Stimmung um die beiden Grobiane plötzlich gefror. Aus dem Augenwinkel sah ich, dass gut die Hälfte der anwesenden Kneipengäste dem Geschehen nun mit erwartender Aufmerksamkeit folgte. *Du verdammter Idiot. Du verdammter, elender Idiot!* Für einen Moment verengten sich die Augen des Freibeuters zu einem Schlitz, was ihm sein Kumpane gleichtat. Dann löste sich der sichtliche Zorn aus ihren Zügen und wurde durch einen Gesichtsausdruck ersetzt, der sich am besten als wütende Streitlustigkeit beschreiben lässt.

„Soso“, begann er schließlich, und diesmal klang seine Stimme eindeutig boshaft. „Ihr seid also einer der ganz harten Sorte.“ Ich wollte einen Schritt zurückweichen, aber der Freibeuter hatte mich bereits mit seiner kräftigen Rechten am Handgelenk gepackt. Sein Griff war hart und fest, seine Finger rau und voller Schwielen. Nun spürte ich, wie mir kalter Angstschweiß aus den Poren brach. Der Mann war primitiv, aber gefährlich, und das wurde mir augenblicklich klar. Ich versuchte mich halbherzig aus seinem Griff zu entwinden, eine Zuckung, denen die beiden Männer nicht einmal einen Deut Aufmerksamkeit zollten. „Es ... es tut mir Leid“, stammelte ich hilflos. Ich konnte meinen Satz kaum beenden, da hatte der Gorilla schon seine Pranke auf meinen Mund gepresst. „Aber das muss es doch nicht, mein Freund.“ Er warf seinem Kumpanen kurz einen vielsagenden Blick zu, dessen Grinsen sich in Reaktion darauf nur noch vergrößerte. „Ich mag Menschen mit Mut. Aber leider scheint ihr ja sehr entkräftet von Eurer langen Reise zu sein.“ Ich bemerkte, wie der andere Mann ihm etwas auf dem Tresen hinschob. „Wie wäre es also mit einer kleinen Stärkung?“

Mit dem letzten Wort nahm er seine Hand von meinem Mund, packte mit einer ruckartigen Bewegung die Schüssel und schüttete mir ihren Inhalt über den Kopf. Es war ein Eintopf, und hätte ich das Pech gehabt, jene unglückselige Bemerkung ein paar Minuten früher zu machen, hätte mir die Brühe vermutlich die Haut verbrüht. Nichtsdestotrotz ergoss sich ein Schwall heißen, klebrigen Schleimes über meinen Kopf. Ich schnappte schockiert nach Luft, woraufhin mir etwas von der Brühe in meine Luftröhre gelangte. Keuchend brach ich zusammen und hustete die Flüssigkeit aus meinem Mund. Der fleischige Sud rann mir aus den Haaren auf den Boden, und ich spürte, wie einiges davon seinen Weg in meine Gewandung gefunden hatte und an meiner Wirbelsäule entlang krabbelte. Ich hörte, wie um mich herum röhrendes Gelächter ausbrach. Der Großteil dessen, daran bestand kein Zweifel, entstammte dem Freibeuter und seinem Kumpanen, aber es waren

auch einige derer darunter, die schon vorhin das Gespräch mit Interesse verfolgt hatten. Ich spürte, wie sich mein Magen verkrampfte und mir die Scham in den Kopf stieg. Da lag ich, zusammengebrochen und Fleischbrühe hustend, das Gespött aller. Ich verspürte den heftigen Impuls, aufzuspringen und dem Freibeuter an die Kehle zu gehen, aber meiner Ratio sei Dank verwarf ich den Gedanken so schnell wieder, wie er gekommen war. Ich war zu Tode gekränkt, gedemütigt, aber hatte keinen Todeswunsch. Also bemühte ich mich, mich möglichst kontrolliert und würdevoll aufzurichten und klopfte mir die Fleischstückchen vom Gewand. Ja, meine Gelassenheit und Indifferenz allein würde den Grobianen Lektion genug sein. Ich nahm all meinen priesterlichen Mut zusammen und drehte mich zu den beiden Männern um. Sie sahen mich amüsiert und herausfordernd an. *Sie wollen, dass ich mich weiterhin aufmüpfig zeige*, schoss es mir durch den Kopf. *Sie wollen, dass ich sie weiter provoziere*. Gegen keinen der beiden hätte ich im Nahkampf auch nur den Hauch einer Chance gehabt, so viel war mir klar. Und überhaupt hatte ich von Prügeleien ungefähr so viel Ahnung wie ein Troll von Haarpflege. *Geh einfach, Jaél. Geh und schluck deinen gottverdammten Stolz runter*. Ich schielte in die Menge hinein. Die meisten der Gäste hatten sich bereits wieder ihren Gesprächen oder Mahlzeiten zugewandt, und nur noch ein paar vereinzelte blickten erwartungsvoll in meine Richtung, unter anderem der Schönling mit den schwarzen Haaren. Niemand schien an der Unverschämtheit der beiden Männer auch nur ansatzweise Anstoß zu nehmen! Und schlagartig wurde mir klar, was mich mein junges Leben hindurch eigentlich vor derlei Situationen bewahrt hatte. Mein Priestergewand. Es war der einzige Grund gewesen, weshalb mich die anderen Jungen aus Nebelhaim nach meiner Pfadesweihe nicht mehr verspottet hatten. Und vermutlich war es all die Jahre auch der einzige Grund gewesen, dass ein jeder bei meinem Eintreten in die örtliche Schenke demütig den Kopf senkte oder zumindest Anstand genug hatte, mir keine Fleischbrühe über den Kopf zu schicken! *Du bist ein Niemand, Jaél. Ohne dein Priestergewand bist du nur ein weiterer, gewöhnlicher Mann, weder dick noch dünn, weder alt noch jung, weder hässlich noch schön*. Bedeutungslos. Für einen kurzen Moment stieg das glimmende Bedürfnis in mir auf, meine Priesterbrosche, die ich zurückzulassen nicht übers Herz gebracht hatte, aus der Reisetasche zu ziehen. Wie würden sie dreinblicken, diese Primitvlinge! Mit schreckgeweiteten

Augen würden sie das Pfadesgebet vor mir aufsagen und mich um Vergebung bitten. Sie würden mich was du darstellst respektieren, ja, sie würden vor Ehrerbietung den Kopf senken, weil sie Angst vor der Macht des heiligen Ordens haben. Natürlich würden sie das. Einen Priester des Pfades zu missachten, kommt einem Kapitalverbrechen gleich, und nur ein Narr würde eine derartige Strafe riskieren ...

Nein. Mich als Priester zu offenbaren bedeutete nicht nur, sich auf der Autorität anderer auszuruhen, sondern auch, wieder in mein falsches Leben zurückzukehren, und ich spürte bereits, wie sich mein Magen wieder warnend zusammenzog.

Ich musste mich fügen. Also atmete ich tief ein und schluckte meine glühende Scham herunter. Stumm signalisierte ich der Schankmagd an den spöttischen Blicken der Freibeuter vorbei, dass ich ein Zimmer beziehen wolle. Die Lust auf eine Mahlzeit war mir vergangen, schon gar nicht unter den Augen der Anwesenden, die meiner Erniedrigung beigewohnt hatten. Die Schankfrau nickte mitleidig und

bedeutete einem alten Mann, der auf einem Stuhl hinter dem Tresen saß und mich undefinierbar musterte, mir den Weg zu zeigen. Schweigend verließ ich den Schankraum und folgte dem alten Mann hinauf in das obere Stockwerk. Erst als wir vor meiner Zimmertür angekommen waren, ließ das Gefühl, die Häme der Grobiane wie ein Schwert in meinem Rücken zu spüren, allmählich nach. Ich übergab dem alten Mann fünf Groschen, er mir die Schlüssel, eine brennende Kerze, die er aus dem Schankraum mitgenommen hatte, und ein Stofftuch zum Reinigen, was vermutlich als wohlwollende Geste gemeint war, meine Scham allerdings noch verschlimmerte. Stumm wand ich mich ab, betrat meine Kammer und verschloss die Tür hinter mir. Ohne dem Bett auch nur Beachtung zu zollen, trat ich zum Fenster und starrte in den Regen. Dann überkam mich mein Zorn wie eine Flut. Ich stieß einen unterdrückten Schrei aus, schloss meine Augen und krallte mich mit meinen Händen am Fenstersims fest. Beim schwarzen Wächter, was war ich wütend! Zwar wusste ein rationaler Teil von mir sehr wohl, dass ich verhältnismäßig glimpflich weggekommen war. – In raueren Kneipen war es keine Seltenheit, dass der eine oder andere Raufer die Zankerei mit einem gebrochenem Arm oder Schlimmeren verließ. Dennoch war ich nicht bereit, das Geschehene zu akzeptieren und beiseite zu legen. Hatten diese beiden Menschen denn gar keinen Respekt? Derlei Pack gehörte gehängt, geflegelt und gehäutet, wie Briganten und Marodeure, und am besten vor den Augen aller anderen! Mein Kiefer verkrampfte sich, und ich spürte, wie das Gefühl in meinem Magen begonnen hatte, sich zu verändern. Aus dem flauen Gefühl der Unsicherheit war nun eine lodernde Wut geworden, mit der eine eiserne Entschlossenheit einherging. Ich werde mein neues Leben nicht in Schande beginnen. Ich schlug meine Augen wieder auf und wandte den Blick zu der Kerze, die mir der Gastwirt mitgegeben hatte. Knisternd brannte die Flamme, und auf eine seltsame Art und Weise bestätigte mich ihr Feuer in meiner Entschlossenheit. Ich wollte den beiden Affenmenschen eine Lektion erteilen, und wenn es das Letzte war, was ich tat. Aber wie? *Was kann ich schon, außer Predigten halten, Bücher lesen und Kräuter mischen?*

Ich hielt inne. *Ja ...* Nun war ich geradezu dankbar dafür, dass die beiden respektlosen Primitivlinge mir zu genau jenem Zeitpunkt an genau jenem Ort begegnet waren. Ein maliziöses Grinsen umspielte meine Lippen, und ich wandte meinen Blick wieder dem Fenster zu. Für einen kurzen Moment staunte ich über den Mann, der mir aus dem stummen Glas entgegensah. Seine blassblauen Augen glichen brennendem Eis, ein Widerspruch, der an ihm jedoch so natürlich zu sein schien wie Sonnenfeuer im herbstlichen Zwielflicht, und seine Haltung hatte nichts mehr von dem katzbuckelnden Pater, der vor nicht einmal einer Woche noch Waschfrauen seinen Segen gegeben hatte. Ja, der Mann strahlte beinahe etwas wie ... Macht aus. Entschlossenheit. Feuer.

## Kapitel 4: Asche

Es musste ungefähr zwei Uhr nachts gewesen sein, als ich meinen Plan in die Tat umsetzte. Das Stimmengewirr von unten hatte bereits um Mitternacht herum begonnen abzuflauen, aber ich wollte keine unnötigen Risiken eingehen. Vorsichtig trat ich vor meine Zimmertür und lugte in den Gang, an dessen Ende eine Holzterrasse nach unten in den Schanksaal führte, zog meinen Kopf jedoch rasch wieder zurück, als ich dumpfe, schwere Schritte die Treppe heraufpoltern hörte. Ich schloss die Tür hinter mir und lauschte. Eine Frau und ein Mann, alle beide der Unregelmäßigkeit ihrer Schritte nach zu urteilen zumindest angetrunken. Konnte es sich bei den Mann um einen der Primitivlinge handeln? Nein ... Seine Stimme klang zu hell, zu sanft, zu müde. Ich wartete, bis die beiden meine Tür passiert hatten und die ihre ins Schloss gefallen war. Dann schlüpfte ich rasch in den Gang zurück. Diesmal war er leer. Leisen Fußes schlich ich zum Kopf der Treppe und lugte in den Schanksaal hinunter. Nichts. Selbst die Schankmagd und der Wirt schienen sich schon schlafen gelegt zu haben, und lediglich der charakteristische Geruch nach Fett, Alkohol und Schweiß zeugte noch von den trinkfreudigen Gästen, die noch bis vor wenigen Stunden den weltlichen Gelüsten gefrönt hatten. Zufrieden nickte ich, wie um mich selbst zu bestätigen, und kehrte in mein Zimmer zurück. Ein leerer Schanksaal bedeutete, dass sich, bis auf einen Wachposten – vielleicht ein bulliger Farmersohn, der sich ein paar Groschen dazuverdienen wollte –, auch außerhalb Tavernenmauern niemand befinden würde.

Sorgsam überprüfte ich die Utensilien, die ich für meine Rache zurechtgelegt hatte und band mir den sie beinhaltenden Lederbeutel um meine Hüfte. Anschließend zog ich mir die Kapuze meiner Vagabundenkluft tief ins Gesicht und beglückwünschte mich ein zweites Mal zu ihrem Kauf. Das Fenster ließ sich mühe- und geräuschlos öffnen. Ich klappte die beiden Fensterläden, die das Zimmer vor der Kälte der Nacht schützen sollten, nach außen. Nur ein kleines Knarzen. Dann lugte ich die lange Wand hinunter. Ein Gefühl der Genugtuung erfüllte mich. Zwar mochte ich nicht so muskulös und stark wie die beiden Primitivlinge sein, aber dafür war ich wendig und agil. Meine Hände waren lang und schlank, perfekt für mein Vorhaben geeignet. Vorsichtig stieg ich aus dem Fenster hinaus. Trotz des eisigen Win-des erfüllte mich meine neu gewonnene Entschlossenheit mit einer wohligen, ja beinahe pochenden Wärme. Es war, als bezog ich aus dem flauen Gefühl in mir nun sogar Kraft. Ich warf einen abschätzenden Blick hinunter. Ich hatte doppelt Glück: erstens, weil der alte Wirt mich im ersten und nicht im zweiten Stockwerk einquartiert hatte – und zweitens, weil sich nur ein paar Fuß unter mir das Dach eines kleinen Vorbaus befand, der dem einsamen Wachposten vermutlich Schutz vor Regen spenden sollte. Ich ließ mich der Länge nach hinab. Erneut war mir das Glück hold – nur ein paar Fingerbreit trennten meine Stiefelspitzen nun noch von dem Dach unter mir. Ich atmete tief durch und löste den Griff meiner Hände vom Fenstersims. Ein dumpfer Aufprall folgte, hörbar, aber nicht laut genug, um als verdächtig wahrgenommen werden zu können. Jetzt musste ich schnell sein. Jede Sekunde, die ich hier draußen verbrachte, konnte eine Sekunde sein, in der jemand auf mich aufmerksam werden könnte. Leisen Schrittes

überquerte ich den kleinen Vorbau und ließ mich am Rand hinunter. Ein Windstoß brachte den Saum meiner Vagabundengewandung zum Flattern, so als ob sich die Natur entschlossen hätte, die Szenerie passend zu untermalen.

Der Stall, in dem die beiden Primitivlinge ihre Pferde untergebracht hatten, befand sich nun unmittelbar vor mir. Er war ein unscheinbarer Anbau an der Taverne, die in perfekter Stille im Blau der Nacht lag. Als ich mich näherte, vernahm ich schweren Pferdeatem, Hufschaben und das Knistern von Heu. Vorsichtig zog ich am Eisen-griff der Tür. Sie ließ sich problemlos öffnen. Ihr mögt Euch an dieser Stelle nun fragen, warum eine offene Stalltür in einer ländlichen Taverne bei mir keinen Argwohn hervorgerufen hat, und die Frage ist berechtigt. Jedoch war ich zu eingenommen von der lodernen Entschlossenheit, die mein wagemutiger Racheplan in mir hervorgerufen hatte. Also schlich ich hinein. Nur fünf Pferde befanden sich im Stall, von denen zwei schliefen. Ein grauer Gaul, der sich in einem Stallabteil gleich neben der Tür befand, begutachtete mich mit bei meinem Eintreten mit einem Gesichtsausdruck, der sich am besten als Skepsis beschreiben ließ, widmete sich dann aber wieder dem Kauen seines Heus. Es war kein Schweres, die beiden Rösser meiner Peiniger durch rasche Blicke in die einzelnen Stallkammern zu finden, nachtschwarz und muskulös, wie sie waren. Sie befanden sich am äußersten Ende des Pferdetrakts, in einer von einer morschen Holztür abgeriegelten Stallkammer. Nun war der Moment gekommen. Vorsichtig ging ich vor der Kammer des ersten Rosses in die Knie, den Futtertrog des Tieres in Reichweite. Ich konnte mich eines Gefühls des Neides nicht erwehren, als ich das prächtige Tier aus der Nähe begutachtete. Es handelte sich um einen Skarraggschen Felsenhengst, das konnte selbst ein Laie wie ich erkennen. Für einen Moment haderte ich mit mir. Wer waren diese Männer, dass sie sich derart edle Pferde leisten konnten? Und was würde mir blühen, wenn sie irgendwie doch davon Wind bekamen, dass ich hinter dem, was sie am nächsten Morgen vorfinden würden, steckte? Vielleicht ist all das ja das erste Mal in deinem Leben, dass du Mut beweist! Die beiden Mistkerle haben eine Lektion in Sachen Demut verdient!

Natürlich ... Die Stimme in mir hatte Recht. Ich hatte Recht! Jetzt zu drucksen wäre eine Feigheit, mit deren Schande ich nicht leben wollte. Oh ja ... die beiden hatten eine ordentliche Lektion in Sachen Demut verdient, und die würde ich ihnen geben. Meine Finger glitten in den Lederbeutel an meiner Hüfte, ertasteten das kleine Fläschchen und zogen es hervor. Scheerkappenstaub. Die namensgebenden Pilze wuchsen bevorzugt in spärlich begrünten, steinigen Landschaften, und die Klippe, auf der sich Nebelhaim befand, war genau eine solche Gegend. Der Einsatz dieser Pilze war eines der ersten Dinge gewesen, die mich Mater Pyléa in meiner Zeit als dörflicher Novize gelehrt hatte. Vermischte man den trockenen Puder mit Flüsterbaumharz, ergab sich eine klebrige Masse, die, auf einer offenen Wunde verteilt, den Heilvorgang um ein Vielfaches beschleunigte. Da Flüsterbäume in fast jeder Region Enderals – außer in dem Ödland Thalgarads, den Nordwindbergen und der Pulverwüste – wuchsen, empfahl es sich also, stets ein Fläschchen mit konzentriertem Scheerkappenstaub auf längere Reisen mitzunehmen. Kenntnis über das richtige Mischverhältnis vorausgesetzt, bot dieses kleine Fläschchen einem Schutz vor allerlei körperlichen Leiden und Gebrechen, allem voran Wundentzündungen. Allerdings hatte der Staub der Kappe noch einen weiteren

Effekt, um den das gemeine Volk nicht wusste: Gelangte er in einer zu hohen Konzentration in den Magen eines oder einer Unglückseligen, löste er etwas aus, was sich am besten als „Wutkaskade“ bezeichnen lässt. Das bedeutete nichts weniger, als dass das Empfinden sämtlicher eher unerfreulichen Gefühle wie Trauer, Hass und Zorn um ein vielfaches verstärkt wurde. Ein jähzorniger Mann verlöre unter dem Einfluss des Pilzes beispielsweise viel schneller die Kontrolle, als er es ohnehin schon tat. Eine trübsinnige, herzensgebrochene Frau hingegen empfinde unter seinem Einfluss ihr Leid über kurz oder lang als derart unerträglich, dass sie einen totalen Zusammenbruch erleiden würde. Heutzutage weiß ich, dass die Wirkung konzentrierter, dem Essen beigemischter Scheerkappe in etwa den Gefühlszuständen gleicht, die ein geübter Psioniker bei seinen Feinden hervorzurufen vermag, mit dem einzigen Unterschied, dass der Pilzstaub gute sieben bis acht Stunden braucht, bis der Effekt eintritt. In diesem Fall jedoch kam mir die lange Entfaltungszeit zugunsten, wie ihr Euch sicherlich denken könnt. Mein Plan sah vor, dass die beiden Grobiane morgen voller Arroganz und Übermut auf ihre teuren Rösser stiegen und inmitten des Galopps von ihren benebelten Pferden vom Sattel geschmissen würden. Die Pferde würden aller Wahrscheinlichkeit nach davonrennen, und die beiden Hünen ordentliche Prellungen oder – und zu jenem Zeitpunkt schockierte mich die Genugtuung, ja, die Lust, mit der ich an diese Eventualität dachte – einen üblen Knochenbruch davontragen.

Ein Lächeln formte sich um meine Lippen, als ich das Fläschchen entkorkte und mich dem Gehege der beiden schlafenden Pferde näherte. Ich musste nicht lange nach dem Futternapf suchen. Bei dem Inhalt schien es sich um eine Pampe aus Heu, zerstampften Äpfeln und ranzigem Wasser zu handeln, aller Wahrscheinlichkeit nicht gerade die Speise, welche die prächtigen Tiere gewohnt waren, aber dennoch schmackhaft genug, um ihren Appetit zu wecken. Ich ging vor dem Eimer in die Hocke, der am Ende des Ganges zwischen den beiden Gehegen stand, kippte zwei kleine Häufchen des Staubes in meine Hand und mischte sie unter das Futter. Dann trug ich den Kübel zum Gehege, wedelte ihn ein wenig vor den Nasen der Tiere umher und murmelte dazu etwas, was ich als angemessenes Geräusch erachtete, um ein Schlachtross gemächlich aus seinem Schlummer zu wecken. Ich musste nicht lange warten. Träge öffnete das erste Pferd seine Augen und bedachte mich mit einem undefinierbaren Blick. Dann, als ob ihm die geistige Einordnung meiner Wenigkeit zu viel Arbeit zu jener späten Stunde war, schüttelte es müde den Kopf, ließ die Lippen flattern und tunkte seinen Kopf in den Krug. Es funktioniert ... Verdammt nochmal, es funktioniert! Die Vorfreude, die ich bereits beim Betreten des Stalles gespürt hatte, vermischte sich jetzt mit einem glühenden Gefühl des Triumphes, und ich fühlte mich lebendiger als ich es je zuvor getan hatte. Seltsam, nicht wahr? Da war ich, ein junger Priester von knapp dreißig Wintern, und spielte zwei Grobianen, die mir eine Abreibung verpasst hatten, einen Streich. Aber anstatt mich lausbübisches oder keck zu fühlen, fühlte ich mich wie eine Inkarnation der Gerechtigkeit, ein Racheengel, der gerade durch seine Tat ein Wesentliches zur Besserung der Menschheit beigetragen hatte. Tja, so fügten sich die Umstände ... Und der erste Schmetterling flog, wie die verschleierte Frau sagen würde. Ich war viel zu eingenommen von meiner Genugtuung, als dass ich meine Umgebung auch nur wahrnahm. So kam es auch, dass ich die schweren

Stiefelschritte hinter mir erst hörte, als es schon zu spät war. Ich spürte eine schwere Pranke auf meiner Schulter. Und als ich erschrocken meinen Kopf wendete, beging ich meinen ersten Fehler. Hatte der Freibeuter mich ob der Dunkelheit noch nicht genau identifizieren können, so erkannte er nun mein ihm zugewandtes Gesicht umso besser. Scheinbar benötigte er keine Sekunde, um zu begreifen, was ich da tat. „Mieses Drecksschwein!“, fauchte er mir entgegen, halb Feststellung und halb Frage. Sein nach Alkohol stinkender Atem war das letzte, was ich hörte, bevor er mir seine rechte Faust, ohne eine Antwort abzuwarten, ins Gesicht schmetterte. Ich hörte ein berstendes Knacken und spürte, wie ein flammender Schmerz an meinem Gesicht emporschoss. Die Wucht des Hiebes warf mich zurück, sodass ich inmitten des spärlich auf dem Boden verteilten Heus landete. Mein Kopf dröhnte, als wären die Säulen des Sonnentempels auf ihm zerborsten.

„Elender Hurensohn!“, hörte ich den Freibeuter inmitten des lauten Summens schreien. „Du hast wohl noch nicht genug gehabt? Hä?“ Ich ächzte vor Schmerzen und versuchte, mich mit meinen Händen nach vorne zu robben. Augenblicklich spürte ich einen explodierenden Schmerz in meiner rechten Seite, als mir der Hüne seinen harten Lederstiefel in die Seite schmetterte. „Hä? Was ist dein Problem, du mieses Stück Scheiße?“, schrie er in voller Rage. „Was ist dein verdammtes Problem?“ Ein weiterer Stiefeltritt, diesmal auf Höhe meiner Rippen. Ich hörte, wie sie geräuschvoll knackten, und für einen Augenblick konnte ich nicht atmen. Narr genug, nicht zu verstehen, dass die „Fragen“ des Freibeuters weniger Fragen als Aus-drücke seines Zorns waren, hob ich mit unter Qualen meine rechte Hand und versuchte, so etwas wie eine Erklärung für mein Hiersein zu stammeln. Das Ergebnis war ein Stiefeltritt auf meinen Kopf, der mein Gesicht auf den harten Steinboden schmetterte. Ich spürte, wie mir heißes Blut von Stirn, Wangen und Nase herunterlief, und mir wurde schwarz um die Augen. Mit letzter Kraft krümmte ich mich zusammen wie ein Kind im Bauch seiner Mutter, um so die Wucht der Schläge besser ertragen zu können. *Narr, elender*, jammerte ich in Gedanken. *Du verdammter Narr! Er wird dich umbringen, verflucht nochmal, er wird dich umbringen!* Immer wieder schossen mir diese Gedanken gebetsmühlenartig durch den Kopf, während ich den nächsten Stiefeltritt des Freibeuters erwartete. Doch er kam nicht. Verwirrt versuchte ich, zwischen dem Blut in meinen Augen etwas in der Dunkelheit zu erkennen. Der Hüne hatte sich von mir abgewandt und kniete nun vor seinem Pferd, das er besorgt streichelte. Die Worte, die er ihm auf beruhigende Art und Weise zuflüsterte, standen *im krassen Kontrast zu den animalischen Schreien, die er während der Schläge ausgestoßen hatte. Er nimmt mich überhaupt nicht wahr*, schoss es mir unter all meinen Schmerzen plötzlich durch den Kopf. *Er registriert mich nicht mal als Bedrohung!* Was dann geschah – und allem voran, was ich dabei empfand – wird schwer sein, in Worte zu fassen.

Ich erinnere mich daran, dass sich ich plötzlich die ledrige Scheide meines Eisendolches an meinem Bauch spürte. Ich hatte es für klug gehalten, den Dolch verborgen zu halten, und ihn auch nur deshalb nicht in meinem Zimmer in der Taverne gelassen, weil ich schlicht und einfach vergessen hatte, dass ich ihn bei mir trug. Dann geschah alles schneller, als ich denken konnte. Instinktiv, animalisch. Wer schon einmal eine von zahlreichen Prügeleien gestählte Faust auf die Nase geschmettert bekommen hat, der weiß, wie schmerzhaft es sich anfühlt.

Aber dennoch verschwand plötzlich mein sämtliches Schmerzempfinden, und ich spürte, wie sich das flauere Gefühl in meinem Magen, das sich zu Beginn meiner gescheiterten Racheaktion in eine Art Vorfremde und Entschlossenheit verwandelt hatte, umzuformen begann. Ja, wenn ein Gefühl etwas wie eine Gestalt hat, dann wandelte es sie, nachdem ich jene letzten Gedanken gedacht hatte. Ich spürte, wie ein unermesslicher Zorn in mir aufstieg. *Degenerierter Bastard*, schoss es mir durch den Kopf. *Erst demütigst du mich ohne Grund vor allen anderen, und jetzt wagst du es, mich um meine Rache zu bringen?* Der Zorn in meinem Magen begann zu glühen, zu lodern, ja, zu brennen, und ich fühlte, wie er sich in mir ausbreitete und mir an meinem ganzen Körper binnen weniger Sekunden der blanke Schweiß ausbrach. Ich zitterte. Dafür würde er zahlen, dieser Untermensch, dieses wertlose Stück Dreck, das einzig und allein mit seinen aufgedunsenen Oberarmen und seiner Statur wegen meint, für ihn gelte kein Gesetz! Ja ... Manche Menschen haben sich ihren Platz auf dieser

Welt nicht verdient! Leise und vor Wut bebend zog ich meinen Dolch aus der Scheide. Mein Arm sah von den Tritten seltsam verbogen aus, aber ich ignorierte den Schmerz, ja, er existierte nicht mehr. Es gab nur noch mich und den Feind. Dann war ich auch schon bei ihm. Mit einer Wucht, die ich meinen schwächtigen Armen nicht zugetraut hätte, rammte ich dem Primitivling den Dolch in den Rücken. Überrascht und fassungslos keuchte der Gorilla und drehte sich um. Diesmal war von Häme und Spott in seinem Blick nichts zu sehen. Nein, stattdessen sah ich Fassungslosigkeit, als sei dies, was im Begriff war zu geschehen, etwas, das sich außerhalb des Möglichen befand. Dann wich sie blanker, animalischer Wut. Mit beiden Händen packte er mich am Hals und hob mich empor, so dass ich von ihnen herabbaumelte wie ein Todgeweihter vom Henkersstrick. Der Dolch steckte unbekümmert in seinem Rücken, als wäre er dort seit dem Tag seiner Geburt. Ich spürte, wie er versuchte, mir die Luft abzuschneiden, aber in dem Moment, in dem ich seine Augen sah, wusste ich, dass die Lebenszeit des Mannes gezählt war. In mir brannte es, mit zerstörender, archaischer Gewalt, und eine Mischung aus Zorn, Siegesicherheit und Euphorie durchflutete meine Adern, meinen Geist, jeden Winkel meines Körpers, alles verzehrend und tödlich. Mit voller Wucht rammte ich meine Stiefelkappe zwischen seine Beine. Augenblicklich stieß der Mann einen entsetzten Schrei aus, löste den Griff um meinen Hals und sank in sich zusammen. Ich zögerte keine Sekunde. Blitzschnell packte ich den Dolch, der in seinem Rücken steckte, und zog ihn mit einem kraftvollen Ruck hervor, nur um ihn dem Mann erneut an einer anderen Stelle wieder in den Rücken zu rammen. Diesmal stieß ich auf Widerstand, woraufhin ich die Stichrichtung des Dolches im Körper des Hünen änderte und ihm eine ruckartige Drehbewegung verpasste. Der Mann schrie auf, und diesmal hatte der Schrei nichts menschliches mehr an sich. Kraftlos und desorientiert versuchte er, sich mittels seines Körpergewichts rückwärts auf mich zu werfen, aber es war vergebens. Du wagst es, dich deiner Strafe zu entziehen?, geiferte die Stimme in meinem Kopf. Nach all dem, was du mir angetan hast, wagst du es nun, dich zu wider-setzen? Hä?! Die Klinge meines Dolches schoss erneut hinab und traf den Mann diesmal im Oberschenkel. Wieder taumelte er benommen hin und her und keuchte etwas Unverständliches. Diesmal setzte er zu keinem Gegenangriff an, sondern sank erschöpft auf die Knie und begann zu wimmern. Er will, dass ich aufhöre!, schoss es mir durch den Kopf, und

ein wahnsinniges, triumphales Grinsen zog sich über mein Gesicht. Dieses Miststück erwartet allen Ernstes Gnade! Ich gewährte sie ihm nicht. Stattdessen stürzte ich mich auf ihn und warf ihn zu Boden. Ich kniete nun über ihm, und für einen kurzen, skurrilen Moment musste ich daran denken, dass ein Fremder, der just in diesem Moment unsere Silhouetten sah, uns für ein Paar beim Liebesspiel halten musste. Ein Lachen entwich meiner Kehle, und dann ein weiteres, lauterer. Wie er da vor mir lag! Der große, erbarmungslose Hüne mit dem stählernen Ross, das sich keinen Deut um ihn zu kümmern schien, sah mich mit furchterfüllten, delirösen Augen an wie ein Junge, der im Begriff war, von seinem Vater eine ordentliche, wohlverdiente Tracht Prügel zu empfangen. „Bitte ... bitte nicht“, flüsterte er, und das Blut quoll ihm aus dem Mund hervor.

Was dann geschah, wird schwer in Worte zu fassen sein. Zuerst überkam mich eine Welle dämonischer Freude, die von meinem Körper Besitz ergriff und mich in manisches Gelächter ausbrechen ließ. Ich legte meinen Kopf in den Nacken und lachte laut und schallend, und eine rauschesgleiche Ekstase durchflutete jeden Knochen, jede Vene, jeden Winkel meines Körpers. Beim schwarzen Wächter, was fühlte ich mich lebendig! Mir war, als hätte ich Zeit meines Lebens mit einem Schleier vor den Augen gelebt, den ich mir nun von den Augen gerissen hatte, ja, als hätte ich all die Jahre lang einen Schatten auf der Wand für das, was ihn warf, gehalten! Wie ein Priester, der ein Opferlamm schlachtet, packte ich den Griff des Dolches mit beiden Händen, hob ihn über meinen Kopf und ließ ihn in erneut die Brust des Degenerierten hinabsausen. Und just in dem Moment, als das schneidende Geräusch in Fleisch eindringenden Stahls erklang, geschah etwas, das mein Leben ein für alle Mal verändern sollte. Für einen kurzen Augenblick wurde ich zu dem Mann, den ich tötete. Ja, ich wurde zu ihm und blieb gleichzeitig ich selbst, so paradox das für Euch klingen wird. Zuerst erschien schlagartig eine Woge mir unbekannter Bilder Erinnerungen in meinen Gedanken. Ich sah den Hünen, das Blut eines Mannes mit skaraggschen Gesichtszügen auf seinen Händen; ich sah ihn in einem dunklen Raum, ein schwarzes Stück Stoff in seiner Hand, weinend; ich sah ihn zusammen mit seinem Kumpanen – es war sein Bruder – in einer großen, steinernen Halle, Teil eines Zirkels aus Menschen, die sich allesamt an den Händen hielten. Jedes dieser Bilder erschien mit der Wucht eines Hammerschlages, und mit jedem neuen Bild, das mir erschien, wurde das Kribbeln in meinem Körper intensiver, die flammende Wonne in meinem Körper stärker, und die Manie, die meine Taten lenkte, verzehrender, größer und kontrollierender. Nähre mich, schrie der dunkle Teil meiner Selbst, mit jedem Bild, das mir erschien, lauter und stärker. Nähre mich mit seinen Flammen!

Mit zittrigen Händen und mit heißem Schweiß auf meinem ganzen Körper riss ich den Dolch aus dem nun toten Körper des Hünen unter mir, nur um ihn mit dreifacher Wucht erneut in seine Brust zu rammen. Und wieder brach in genau jenem Moment, in dem der Dolch ihn traf, sintflutartig eine Woge neuer Bilder in meinen Kopf, sich im Rhythmus eines adreanlinberauschten Herzschlages mir offenbarend und mir mit jedem neuen Bild eine Steigerung meiner Ekstase schenkend. Ich gab einen Laut von mir, der ein Seufzer der Wonne hätte sein sollen, aber als manisches, dämonenartiges Krächzen meinen Mund verließ. Beim rechten Weg, was für ein nie dagewesenes Gefühl des Rausches ich erlebte! Ich lebe!, schrien meine Gedanken, während ich die Klinge wieder zum Stich anhub. Ich

lebe und ich RICHTE! Erneut raste die Klinge hinab und drang in das leblose Fleisch unter mir ein. Erinnerungen. Ekstase. Sein roter Lebenssaft in meinem Gesicht, heiß und klebrig, aber es kümmerte mich nicht, nein, nichts kümmerte mich noch, denn ich würde ihn richten, töten, bestrafen! für seine Sünden, Stich für Stich, *Erinnerung für Erinnerung, bis nichts mehr von ihm übrig war, nichts als kalte, leblose ASCHÉ!!*

Selbst jetzt, knapp ein Jahr nach meiner ersten Tötung, spüre ich, wie meine Handflächen feucht werden und sich mein Atem beschleunigt, wenn ich jene Erinnerung herbeirufe; die Tinte wird dunkler, die Feder bricht ab. Aber dennoch werdet Ihr meine Gefühle als Verdammter nicht mehr als nur rational nachempfinden können; die Gründe dafür sind mannigfaltig. Zum einen stößt Euch mit einer hohen Wahrscheinlichkeit ab, was ich beschreibe. Dies tut es zu recht, schildere ich doch eine barbarische Tat auf eine beinahe zelebrierende Weise – dennoch ist dies der einzige Weg, Euch meine Gedanken zumindest ansatzweise verständlich zu machen. Der zweite Grund jedoch, und dieser bedingt den ersten, ist der, der am schwersten wiegt:

Es gibt Dinge, die man nur dann wahrhaft verstehen kann, wenn man sie selbst einmal erlebt hat. Zu ihnen zählen Sex, der Rausch der Schmerzen in einem tödlichen Kampf, und nicht zuletzt das Ende des Lebens selbst, der Tod. Wie vorzüglich können wir doch vor allem über Letzteren sinnieren, uns Erklärungsmodelle für seine Natur schaffen – ob diese nun aus dem Pfad, den Gesängen der Mönche aus Arazeal oder aus der Ratio eines Philosophen entspringen, macht dabei keinen Unterschied –, aber letzten Endes werden wir ihn erst wahrhaft verstehen, wenn er uns ereilt. Die Ekstase, die meinen Körper für jenen kurzen Moment ergriff wie der blaue Tod den Verstand eines Wildmagiers, war alles der oben genannten Dinge und doch keines davon. Es war das Feuer. Es füllte mich aus, es brannte in jedem Winkel meines Körpers. Jedes meiner Gliedmaßen fühlte sich siedend heiß an, und mein Herz hämmerte wie vom Wahnsinn ergriffen an die Innenseite meiner Brust heran. Was ich tat, erschien mir auf morbide Art und Weise wundervoll, erhebend ... ja, sogar er-regend, auf eine perverse Art und Weise sexuell. Keine Sekunde lang dachte ich während des Aktes des Tötens daran, etwas Falsches zu tun, nein es gab kein Richtig und Falsch in jenem Moment, es gab nur mich und diese treibende Macht in mir, die jenseits von Göttern, Dämonen und den Gesetzen dieser Welt zu stammen schien. Ich war der Richter, mein Wille mein Schwert, und der Mann der Verurteilte. Mehr gab es nicht. Jede meiner Bewegungen war instinktiv, archaisch, pur. Was ich tat, war nichts weiter als die Konsequenz jener sich ineinander verschachtelten Umstände, und genau wie ein Wolf, der ein Lamm reißt, tat ich einzig und allein das, was Jaél Gerbersohn in diesen Moment tun musste.

Zumindest bis das Feuer erlosch.

Wie spät mochte es gewesen sein? Der Hahnenschrei stand noch bevor, aber dennoch zwitscherten vereinzelt ein paar Vögel in dem dichten Wald am Rande der Weizenfelder. Eines der Rösser schlief entgegen aller Gesetze des Kluges nach wie vor, das andere schabte lediglich ungeduldig mit den Hufen auf dem Heuboden. Ich hatte mich seit dem letzten Stich keinen Zentimeter bewegt. Der Mann, der mich einige Stunden zuvor noch verspottet hatte, lag unkenntlich zugerichtet unter mir,

und das dunkle Blut auf meinen Händen hatte begonnen zu trocknen. Unbewegt und starr wie eine Wachspuppe kniete ich über meinem Werk. Irgendwann hatte ich etwas empfunden, was sich am besten als „Zenit“ bezeichnen lässt. Wie bereits beschrieben hatte ich mich mit jedem Stich brennender, rauschesgleicher, ekstatischer gefühlt. Die Flammen in mir waren gewachsen, gewachsen, und gewachsen. Dann fühlte ich mich, als schoss von meinem Magen hinauf bis in meine Augen eine giganti-sche, infernalische Flammensäule in mir hervor, lodernnd, heiß, alles versengend.

Danach war langsam mein Verstand wieder zurückgekehrt. Immer weniger dachte ich mit der diffusen Stimme meiner Gedanken, mehr und mehr war ich wieder Jaél Gerberssohn, gebürtiger Nebelhaimer, wegeloser Pater ... und Mörder. Mir wurde klar, was ich getan hatte, aber wie ein Krieger nach einer nervenzerreißenden Schlacht war ich geistig und körperlich zu matt, um auch nur einen klaren Gedanken zu fassen. Also ließ ich den Dolch fallen, legte den Kopf in den Nacken, schloss die Augen und lauschte der Stille. Zehn Minuten vergingen. Fünfzehn. Eine halbe Stunde. Erst als Schritte in Richtung des Stalles zu vernehmen waren, erwachte ich aus meiner Starre, war aber unfähig, entsprechend zu handeln. *Ein guter Junge wischt den Schmutz vom Teller*, schoss es mir urplötzlich durch den Kopf. Langsam wandte ich meinen Blick. Es war der Kumpane des Freibeuters.

Einen kurzen Moment lang begann das Feuer in mir wieder zu glimmen, und ich lächelte den fassungslos auf das Blutbad starrenden Mann am Eingang beinahe gutmütig an. Dann verschwand es aber, zu müde, zu entkräftet, gesättigt. Die Pranke des Kumpanen wanderte zum Griff seines Schwertes, langsam und lethargisch. Und plötzlich brach er mit einem erstickten, toten Seufzen zusammen. Ich blinzelte, zu apathisch, um das Geschehene vollends zu begreifen. Eine in dunkle Schatten gehüllte Gestalt stand unbewegt wie eine Statue hinter dem in sich zusammengefallenem Körper am Eingang. Dann setzte sie sich in Bewegung und kam auf mich zu. Der silberne Lichtstrahl eines von der Sonne fast besiegtten Mondes erhellte das Gesicht der Figur.

Es war der Schönling.

Einige Schritte vor mir kam er zum Halt und stemmte seine Hände in die Hüften. Er wirkte auf mich wie ein Hafenarbeiter, der die Ladung musterte, die es nun in stundenlanger, schwieriger Arbeit vom Schiff zum Kai zu befördern galt. Dann lächelte er, wieder gewinnend, spöttisch und scharfsinnig zugleich. „Du hast es also tatsächlich“, sprach er in einem angenehmen Bariton, fasziniert.

„Was?“

Der Schönling lachte auf.

„Na was wohl?“ Er hielt inne und schien für einen kurzen Augenblick geradewegs durch mich hindurch zu schauen. Dann trafen seine Augen wieder die meinen, und mir fiel eine seltsame Veränderung in ihnen auf, die ich zu jenem Zeitpunkt nicht zu verstehen wusste.

„Das Feuer.“

## Kapitel 5: Qalian

Der Mann vor mir überragte mich um einen halben Kopf und hatte eine athletische, aber nicht grobschlächtig wirkende Statur. Seine Augen waren pechschwarz und glänzten. Ins Auge stach mir jedoch sein Lächeln. Es war ein eigentümliches, schiefes Lächeln, und es erweckte in mir den Eindruck, dass nichts diesen Mann zu beeindrucken vermochte. Nicht naiv wie das eines Kindes, aber auch nicht zynisch wie das eines alten Mannes, der zu viel gesehen hatte.

Da stand er also, und wir beide gaben ein absurdes Bild ab: ich, ein dürrer, hässlicher Mann, auf der Leiche eines Hünen kniend, die Hände blutüberströmt, das Gesicht apathisch und die Tatwaffe neben meinen Füßen; er, groß, gutaussehend und elegant gekleidet, mit verschränkten Armen und mich neugierig musternd.

Plötzlich brach ich in berstendes Gelächter aus. Ich warf meinen Kopf in den Nacken und begann zu lachen, laut und schallend, das Lachen eines Mannes, den die Situation, in der er sich befindet, derart überfordert, dass sein Gehirn sich nicht anders zu helfen weiß. Ich versuchte, von der Leiche hinabzusteigen, und rutschte aus, als meine Hände auf dem blutgetränkten Boden keinen Halt fanden. Der Länge nach fiel ich auf den toten Körper unter mir und spürte, wie sich dessen noch warmes Blut auf meiner Haut verteilte. *Du hast nicht aufgegessen*, schoss es mir durch den Kopf. *Böser Jaél!*

Anstatt mich in die Realität zurückzuholen, befeuerte dieser unsinnige Gedanke mein wahnsinniges Lachen nur umso mehr. Ich rollte mich auf den Rücken, hielt mir den Bauch und rang nach Luft. Der Mann, dessen Namen ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht kannte, reagierte ebenfalls eigentümlich. Erst rieb sich mit Daumen und Zeigefinger das Kinn und furchte seine Augenbrauen. Er wirkte wie ein Bauer, dessen Schaf gerade begonnen hatte, wie vom Schwarzen Wächter gebissen im Kreis zu hüpfen und dabei wie von Sinnen zu blöken. Dann aber stimmte er in mein Lachen ein. Für mich – oder dem, was mein vollkommen überforderter, verwirrter Verstand zu diesem Zeitpunkt war, machte all das die Situation nur noch absurder, und ich schnappte gierig nach Luft, als meine Lungen mir vor lauter Lachen zu versagen drohten. Dann, als heiße Tränen meine Wangen herunterzulaufen begannen, hörte ich ein dumpfes Geräusch. Mir wurde schwarz vor Augen, und ich verlor das Bewusstsein.

~

Ich erwachte mit einem metallenen Geschmack im Mund. Meine Augenlider waren schwer und verklebt, und als ich sie öffnete, war meine Sicht verschwommen.

Ich befand mich in einem Wald, genauer gesagt unter einem kleinen Vorsprung, dessen Mutterfelsen sich inmitten eines Meeres dunkler Pinienbäume befand. Außerhalb des Schutz spendenden Vorsprungs prasselte der Regen in Strömen herab, und wäre nicht das gleißende Feuer gewesen, das sich einen guten Arm weit von mir entfernt befand, hätte ich vermutlich gefroren. Ich versuchte meinen Blick zu wenden und meine Umgebung gesamtheitlicher zu erfassen, aber ein

beißender Schmerz explodierte in meinem Hinterkopf, als ich es versuchte. Ich keuchte und kniff instinktiv Augenlider und Lippen zusammen.

„Guten Abend“, vernahm ich plötzlich eine Stimme irgendwo in meiner Nähe. Erschrocken versuchte ich erneut, meinen Blick zu ihrem Ursprung zu wenden, nur um mit einem umso heftigeren Schmerz bestraft zu werden. Diesmal entwich mir ein kleiner Schmerzensschrei, den die Stimme neben mir mit einem Lachen quittierte. Dann hörte ich, wie sich jemand aufrichtete und in Bewegung setzte. Schließlich kamen die Stiefel der Figur in mein Blickfeld, und sie ging vor mir in die Knie.

Es war der Schönling. Er hatte seine kinnlangen Haare zu einem kurzen Männerdutt zusammengebunden, was ihm in Kombination mit seinem Bart das Aussehen eines arazealischen Mönches verliehen hätte, wäre da nicht die elegante Kleidung gewesen.

„Tut mir Leid wegen der Beule“, sagte er und lächelte entschuldigend. „Da habe ich es wohl etwas übertrieben.“

Verwirrt sah ich den Mann an. Meine Erinnerungen an die Ereignisse des Vortags waren verschwommen und verblichen. Die Taverne ... die Demütigung durch die beiden Muskelprotze. Mein Racheplan ... der Stall.

Die Erkenntnis traf mich wie ein Blitzschlag einen morschen Baum auf einer Lichtung. Ich hatte ihn umgebracht. *Massakriert.*

Ich presste meine Hände vor meinen Mund und spürte, wie ich am ganzen Leib zu zittern begann. Dann traf mich jedes Detail der gestrigen Nacht mit der Wucht eines Hammerschlags. Wie der Hüne mich auf frischer Tat ertappt und zu Boden geschmettert hatte. Die Schmerzen, als er mit dem Stiefel immer und immer wieder auf mich eingetreten hatte, und das Aufsteigen lodernder Wut. Dann das schmatzende Geräusch, als mein Dolch in den mir zugewandten Rücken eingedrungen war, sein fassungsloser Gesichtsausdruck, sein stummes Flehen nach Gnade, mein Rausch, meine Genugtuung, meine Ekstase, die sich mit jedem Dolchstoß gesteigert hatte. Ohne Vorwarnung erbrach ich mich auf meinen eigenen Kleidern. Ich hustete und würgte, und spürte, wie mir zeitgleich Tränen in die Augen stiegen. Abgeschlachtet. Du hast ihn abgeschlachtet!, schoss es mir durch den Kopf, immer und immer wieder. Ich war derart versunken in meinen Gedanken, dass ich um die Existenz des Mannes neben mir vollkommen vergaß, bis meine Erinnerungen an dem Punkt angelangt waren, an dem ich mein Bewusstsein verloren hatte. Fassungslos starrte ich mein Gegenüber an.

Er hatte sich keinen Fingerweit von der Stelle bewegt und kniete nach wie vor neben mir. Sein Mund lächelte, aber seine Augen blieben vollkommen ernst, beinahe andächtig. Was hatte das zu bedeuten? Hatte der Mann mich niedergeschlagen? Er musste es getan haben ... und mich ebenfalls hierher gebracht haben. *Aber ... warum?* Als hätte er meine Frage aus meinen Augen gelesen, löste er sich aus der Starre. Er schüttelte den Kopf, lächelte und deutete dann auf ein kleines Täschchen, das direkt neben meiner Schlafmatte lag. Verunsichert sah ich ihn an, und sein Grinsen wurde breiter.

„Was ist? Du schaust mich ja an als wär ich Dal’Thalgards Geist höchstpersönlich.“

Ich spürte, wie ein wenig meiner Anspannung von mir abfiel. Dennoch brachte ich kein Wort aus meiner Kehle, woraufhin der Mann vor mir seine Lippen schürzte.

„Du solltest du mal in den Beutel schauen. – Es sei denn, du schmückst dich gern mit deinem eigenen Erbrochen“, sagte er und deutete erneut auf die Tasche.

Erst jetzt kam ich seiner Aufforderung zögerlich nach, griff in die Tasche und brachte ein großes, blau und weiß besticktes Stofftuch daraus zum Vorschein. Wieder wandte ich meinem Blick dem Mann zu, wie ein Kind, dem eben etwas gegeben worden war, das es nie zu vor in den Händen gehalten hatte.

Mein Gegenüber furchte skeptisch die Augenbrauen, und erst jetzt begriff ich, wie seltsam mein Verhalten ihm erscheinen musste. Muss es das? Er hat mich schließlich hierher gebracht. Und er weiß, was passiert ist. Widerwillig richtete ich mich auf begann im Schneidersitz, mir mit dem Tuch die Überreste des gestrig verzehrten Flüsterkrauts von meiner Robe zu wischen.

Der Mann beobachtete jede einzelne meiner Bewegungen aufmerksam. Dann stand er auf und wandte sich dem prasselnden Feuer zu, auf dem, wie ich erst jetzt bemerkte, etwas köchelte. Trinken. Mein Mund schmeckte unangenehm bitter von meiner Galle, und meine Kehle war trocken wie die Dünen der Pulverwüste. Für einen Moment spürte ich Hunger, aber sofort kamen mir die gestrigen Ereignisse vor Augen, und der Appetit verging mir schlagartig. Der Mann schöpfte mit einer Kelle etwas aus dem Kessel über der Flamme, und ein schwacher Windhauch trug einen angenehmen Geruch von Zuckerminze und Honig zu mir hinüber. Dann wandte er sich mir wieder zu, in jeder Hand einen leicht zerbeulten Becher. Er reichte mir einen davon und ließ sich auf einem kleinen Baumstumpf nieder.

„Es ist nur das erste Mal so schlimm.“

Ich zuckte zusammen. „... Wie meinen?“

„Du verstehst mich schon.“

Für einen Moment schweifte sein Blick ab. Dann schüttelte er kaum merklich den Kopf und wandte sich mir wieder zu. „Aber wo bleiben meine Manieren?“ Er klopfte sich mit der Faust gegen die Brust, ein militärisches Salut, dass mir an ihm unpassend erschien.

„Ich bin Qalian.“ Er sah mich erwartend an, und als keine Erwiderung kam, fuhr er fort. „Und du?“

Zuerst war ich geneigt, dem Mann einen falschen Namen zu nennen. Dann besann ich mich aber eines Besseren.

„Jaél. Jaél Gerberssohn.“

Der Mann streifte kurz seinen Handschuh ab, reichte mir seine Hand, und ich schüttelte sie. Sein Händedruck war warm und kraftvoll.

„Jaél also. Sehr erfreut.“ Er lächelte und sah mir dabei ohne zu Blinzeln geradewegs in die Augen. Ich spürte einen Schauer der Ehrfurcht meine Wirbelsäule herunterjagen. Was für eine Ausstrahlung. Ich dachte kurz an die junge Frau, die Qalian gestern gegenüber gesessen hatte und verstand nun den ergebenen Blick, mit dem sie ihn angesehen hatte.

Bekommen senkte ich den Kopf. Für einen Moment beneidete ich Qalian um sein Aussehen, sein Auftreten und seine gewinnende Art. Trotz der tausend Fragen, die mir über ihn in meinem Kopf herumgeisterten, kam ich nicht darum, den Fremden zu mögen, und ich war mir sicher, dass ich nicht der Einzige war, dem es so ergehen musste. Er strahlte eine Abenteuerlichkeit aus, mit der man das

Schicksal hätte herausfordern können.

Qalian zog seine Hand zurück und nahm einen Schluck Tee.

„So. Wo fangen wir an?“

Ich sah ihn hilflos an.

„Wo...“ Ich schluckte. „Womit?“

„Na, mit den Fragen.“ Er schmunzelte. „Du kannst mir nicht erzählen, dass du keine hast.“

Er sah mich kurz abwägend an. „Oder vielleicht sollte ich den Anfang machen. Woher kommst du, Jaél? Du siehst nicht aus wie ein Mann von Welt.“

„Aus ... aus einem kleinen Dorf“, erwiderte ich vorsichtig. Als Qalian als Reaktion jedoch nur die Augenbrauen hochzog und mich fragend ansah, fügte ich „Nebelhaim“ hinzu.

„Nebelhaim also. Kein sonderlich aufregender Ort.“

Diesmal war ich es, der die Augenbrauen hochzog. „Ihr kennt Nebelhaim?“

Qalian machte eine wegwerfende Handbewegung. „Ich habe dort mal auf einer ... Mission Halt gemacht. Ihr habt eine beschauliche Taverne.“ Er lächelte. „Und ein paar schöne Frauen.“

„... Ja, sicherlich.“ *Was bei Malphas will dieser Kerl von mir?* Er hatte mich gestern inmitten meiner Tat ertappt. Er weiß es. Und jetzt plänkelten wir wie zwei Jäger, die sich auf einen Krug Met in einer Schenke kennengelernt hatten. Ich beschloss, einen Vorstoß zu wagen. Nicht aus Mut oder Kühnheit, sondern weil ich die Unausgesprochenheit der Worte nicht mehr ertrug.

„Hör ... Qalian.“ Ich spürte, wie sich ein Kloß in meinem Hals bildete und trank rasch einen Schluck meines Tees, der, wie ich feststellte, derart heiß war, dass ich mich fragte, wie mein Gegenüber ihn hatte trinken können, ohne sich die Lippen zu verbrennen.

„Wie komme ich hierher?“

Qalian lächelte nachsichtig. „Ich habe dich hergebracht.“ Er schien meinen irritierten Gesichtsausdruck zu bemerken und fügte hinzu:

„Nachdem ich dich niedergeschlagen habe. Sagen wir, du hattest deine Schwierigkeiten, mit der Situation angemessen umzugehen.“

Kurz herrschte Stille. Dann sagte er: „Um die Leichen habe ich mich gekümmert.“

Das Wort traf mich wie ein Hammerschlag, und ich spürte, wie eine Ladung Galle erneut Anstalten machte, meine Speiseröhre em-porzuschießen. Diesmal gelang es mir jedoch, den Brechreiz zu unterdrücken. Das Ergebnis war ein widerwärtiger Geschmack auf meiner Zunge. Ich hustete und sah den Mann vor mir schließlich mit verunsicherten Augen an. *Er redet, als wäre das alles vollkommen normal!* Aber das war es nicht, verflucht nochmal! Ich hatte ein Verbrechen begangen, und schlimmer als das Verbrechen selbst war die Art und Weise, in der ich es vollzogen hatte! *Ich bin ein Monster! Ein gottverdammtes Monster!*

Als hätte er meine Gedanken gelesen, beugte er sich ein Stück vor.

„Ich weiß, was du jetzt denkst, Jaél. Du fühlst dich schuldig, richtig? Du hältst dich für ein Monster oder dergleichen.“

Ich sah ihn verunsichert an. Dann wand ich meinen Blick ab, was er als Zustimmung zu interpretieren schien.

„Dann schlag dir diesen Unsinn mal aus dem Kopf. Was du getan hast, war das

einzig Richtige.“

Ein trauriges Lachen entwich meiner Kehle. „Das Richtige?“

„Ja. Aber warte.“ Er rieb sich sein Kinn mit Daumen und Zeigefinger und sah kurz in das Feuer.

„Lass mich dir eine Geschichte erzählen. Dann wirst du verstehen.“

Ich nickte, überflüssigerweise, denn er begann bereits zu erzählen.

„Es war einmal eine Familie. Insgesamt waren es fünf Leute. Eine Frau, ihre beiden Männer, und zwei Kinder.“ Er schien zu bemerken, dass ich die Stirn runzelte. „Und sie kamen aus Qyra. In Qyra lebt man nämlich anders als hier, weißt du? Dort gibt es nicht nur die Zweierbünde der Gefährtschaft, sondern auch Menschen, die in größeren Familienbünden, genannt Zirkel, zusammenleben. In jedem Fall ...“ Er pausierte kurz und nahm einen Schluck seines Tees. „... hatte diese Familie nicht viel Glück im Leben gehabt. Einer der beiden Männer, genannt Keshan, hatte kürzlich seine Arbeit auf ei-ner Zuckerrohrplantage unmittelbar vor Al-Rashim, der Hauptstadt des Landes, verloren. Auch die Frau, die bei einem reichen Handelsmann als Weberin gearbeitet hatte, verblieb ohne Arbeit, nachdem ebendieser Händler in einen wirtschaftlichen Engpass geraten und gezwungen gewesen war, ihre Stelle aufzulösen. Allgemein war die Lage in Al-Rashim schwierig. Die Straßen waren gefährlich, die Fleischmadenseuche wütete, und es war keine gute Zeit für einen Zirkel mit zwei Kindern und keinem müden Penyal in der Tasche. Also beschlossen sie, ihr Glück woanders zu versuchen.“

Seine Augen schwenkten in die Ferne. „In eine neue, bessere Welt. In ein neues Leben. Und deshalb“ – er wandte sich mir wieder zu – „reisten sie von ihrem letzten Ersparnis nach Enderal. In Ark angekommen, bemerkten sie jedoch, dass das Leben hier nicht so war, wie sie sich es vorgestellt hatten. Die Preise waren selbst im Fremdenviertel für sie unbezahlbar, und bis auf einen der Männer sprach keiner im Zirkel Endraläisch. Deshalb zogen sie in die Unterstadt.“ Für einen kurzen Moment meinte ich so etwas wie Melancholie in seinen bernsteinfarbenen Augen zu erkennen. „Kennst du die Unterstadt, Jaél?“

„Ich ... habe davon gehört, ja.“

Er nickte. „Gut. Dann weißt du ja sicherlich auch, dass sie kein sonderlich familienfreundlicher Ort ist. Die Straßen sind gefährlich, Mord und Erpressung sind an der Tagesordnung. Es ist ein Elendsviertel, und das Zynischste an ihm ist, dass sich die Höhle, in der es errichtet worden ist, sich genau unter dem Arker Oberviertel befindet, wo Adelsmänner Maskenbälle feiern und über Ethik und Moral philosophieren.“ Bei dem letzten Teil seines Satzes durchzuckte eine Wut Qalians Augen. Sie blieb einen Moment und verschwand dann wieder, so schnell sie gekommen war.

„Jedenfalls bezog die kleine Familie eines der brüchigen Kasten-häuser in einer Gasse, die sich Kanalstraße nannte. Die Straße war genau wie ihr Name vermuten lässt – stinkend, dunkel und schmal. Es war beim besten Willen nicht der Neuanfang, den sich der Zirkel vorgestellt hatte, aber dennoch ließen die drei Eltern sich nicht ent-mutigen. Sie wussten, dass ein neues Leben oft mit Hürden verbunden ist, und sie waren entschlossen, diese zu überwinden.

Außerdem gab ihnen der Glaube zu Irlanda Kraft. Sie hatten einen kleinen Schrein in ihrem winzigen Häuslein errichtet, das eigentlich nur aus einem großen, mit Stofftüchern abgetrennten Raum bestand. Jeden Abend beteten sie dort zu ihrer

Göttin, und aus ihrem Andenken zogen sie Mut und Stärke. Und tatsächlich schien sich alles zum Besseren zu wenden, als Keshan eine Anstellung bei einem Bauer vor den Mauern der Stadt bekam. Nun magst du vielleicht nicht verstehen, wie eigentümlich so etwas tatsächlich ist. Aber lass mich dir sagen: Dass ein Unterstädter, und dazu noch ein dunkelhäutiger, die Gelegenheit zu einer festen, ehrlichen Arbeit bei einem Bauern im Herzland bekommt, ist ungefähr so wahrscheinlich, wie dass ein Vatyr Lesen und Schreiben lernt.

Keshan wusste darum, denn wenn er und sein Zirkel eines gelernt hatten, dann dass es viele Menschen gab, die ihn und seine Familie allein ihrer Herkunft wegen hassten. Und nicht nur die Oberstädter. Selbst ihre Nachbarn riefen ihnen auf der Straße ‚Vielficker‘ oder ‚Kohlemensch‘ hinterher. Denn so ist das in dieser Welt, mein Freund. Die Menschen fürchten sich vor dem, was sie nicht kennen, ob es nun ein Familienbund mit mehreren Eltern, ein Aeterna oder ein Mensch mit schwarzer Haut ist. Alles Fremde erscheint erst einmal gefährlich.

Aber gerade deshalb legte Keshan sich umso mehr ins Zeug. Jeden Morgen stand er noch weit vor dem ersten Hahnenschrei auf und nahm den langen, beschwerlichen Weg zum Hof des Bauern auf sich, bei dem er arbeitete. Und erst als die Sonne schon lange hinterm Horizont verschwunden war, kam er zurück. Die Arbeit war hart, aber dennoch war er dankbar um die Möglichkeit, ihm und seiner Familie, insbesondere seinen beiden Kindern, ein besseres Leben zu schenken.“

Qalian hielt kurz inne, griff nach einem Holzsplitter und warf diesen in das Feuer. Dann fuhr er fort.

„Aber so sollte es natürlich nicht kommen. Denn unter all den noblen Menschen, die in Ark leben, gibt es eine ... wie soll ich sagen? – Eine ‚Gruppierung‘. Sie nennt sich die Zitadelle und sie sieht sich als ‚Bastion‘ traditioneller Werte, wie sie es nennen.

Und irgendwann hörten auch sie von dem Kohlemenschen, der einem hart arbeitenden, ehrlichen Endraläer die Anstellung als Landknecht auf dem Hofe des Bauern weggeschnappt hatte. Den Anhängern der Zitadelle war klar, was sie tun mussten. Und eines Nachts, als Keshan gerade zu seinem Häuschen in der Kanalgasse zurückkam, spürte er, dass etwas nicht stimmte. Er konnte seinen Argwohn nicht begründen, aber er spürte es einfach, so wie eine Mutter spürt, wenn ihrem Sohn etwas zugestoßen ist.

Was genau, fand er in dem Moment heraus, in dem er sein Haus betrat. Alle waren tot. Seine beiden Kinder, Lilyea und Garral. Sein Mann, Jashek. Und seine Frau, Zamira. Erstere fand er in einer Ecke zusammengekauert und in ein blutiges Stoffflaken gehüllt. Lilyea hatte man die Kehle durchgeschnitten, und Garral die Oberschenkelarterie. Jashek schien gekämpft zu haben, denn er hatte mehrere Stiche in die Brust abgekommen, bevor man ihn geköpft hätte. Und Zamira lag flach auf dem Tisch, die Hände vor ihre Augen gehalten, und das Blut zwischen ihren Beinen ließ keine Fragen offen, was man ihr vor ihrem Tod angetan hatte. Und gerade, als Keshan schreien wollte, spürte er einen brennenden Schmerz im Rücken. Und schließlich ging er tot zu Boden.“

Den letzten Teil der Geschichte hatte Qalian erzählt, ohne dabei mit einer Wimper zu zucken. Ich sah ihn fassungslos, ratlos an. Wieder hielt er meinem Blick stand ohne zu Blinzeln.

„Sag mir, Jaél, was halst du von meiner Geschichte? Gefällt sie dir?“

„Ist sie ... wahr?“, fragte ich aus Ermangelung einer besseren Erwiderung.

„Ja. Sie ist wahr.“

Ich sah Qalian ratsuchend an. *Was zum Geier erwartet er von mir?*

„Das ist schrecklich.“

Qalian nickte. „Richtig. Und was würdest du nun sagen, wenn ich dir verraten würde, dass die beiden Männer, die wir gestern getötet haben, Mitglieder der Zitadelle waren?“

Ich erstarrte zu Stein und spürte, wie sich mein ganzer Körper versteifte. „Bitte?“

„Die beiden Affen, die tot am Boden des Weihers liegen.“ Mir fiel nicht auf, dass er genau dasselbe Wort für sie verwendete wie ich in meinen Gedanken. „Sie waren Mitglieder der Zitadelle. Und sie haben die Familie des Qyraners ermordet. Natürlich alles für das höhere Gut.“ Wieder diese gleißende Wut in seinen Augen.

„Ich verstehe nicht“, erwiderte ich, obwohl ich verstand.

Qalian verengte die Augen zu einem Schlitz. „Doch, du verstehst. Salbor und Adreyu Mithal. Beides Söhne eines reichen Fürsten aus dem Endraläer Norden. Und Mörder.“

Für einen kurzen, irrationalen Moment spürte ich, wie mich eine Welle des Triumphes durchflutete. *Sie hatten es verdient zu sterben!* Meine Mundwinkel zuckten. Dann jedoch drängten sich die grausamen Bilder wieder vor meine Augen, und die Erinnerung war wieder da. Die Erinnerung an die Freude, die ich empfunden hatte, als ich den Mann erstochen, ja, massakriert, hatte. *Das Blut ...*

„Aber ich wusste nichts davon. Und selbst wenn, dann ...“ Ich brach mitten im Satz ab und senkte meinen Blick. Wie sollte ich nur ansatzweise beschreiben, was ich fühlte?

Einen Moment lang herrschte Schweigen zwischen uns. Ich wollte gerade zu einer Frage ansetzen, da tat Qalian etwas Unerwartetes. Bevor ich recht wusste, was mir geschah, war er plötzlich unmittelbar vor mir, sodass unsere Gesichter nur noch knappe zwei Hand weit voneinander entfernt waren. Ich wäre zurückgewichen, aber etwas an Qalians Blick lähmte mich. Ich war unfähig mich zu bewegen, wie zu einer Wachfigur erstarrt. Für einen kurzen Augenblick konnte ich die Veränderung in ihm nicht genau einordnen.

Dann bemerkte ich es.

Seine Augen loderten. Erst meinte ich, dass es sich um eine Reflexion des Lagerfeuers handeln musste, aber als ich begriff, dass Qalian mit dem Rücken zum Feuer stand, wurde mir klar, dass seine Augen tatsächlich ihre Farbe geändert hatten. Sie wirkten wie glühende Kohlen, wie ein Kerzendocht einen Sekundenbruchteil bevor er entflammt. Auch sein Gesicht hatte nichts mehr von der Jovialität, von der es die vergangenen dreißig Minuten geprägt gewesen war.

Dann begann er zu sprechen, leise, aber dennoch klar verständlich, und in einem Tonfall, der mir trotz der Hitze des Feuers einen kalten Schauer die Wirbelsäule herunterjagte.

„Dieser Abschaum hatte es verdient, zu sterben, Jaél. Sie waren *verdorben*.“ Er machte keine Anstalten, das letzte Wort zu erklären. „Ich war im Roten Ochsen, weil ich für ihre Tötung erwählt worden war. Und indem du mir zuvorgekommen bist, hast du mir und der Welt einen Gefallen getan.“

Ich weiß nicht, woher ich die Kraft nahm, in diesem Moment zu antworten, aber irgendwie tat ich es, wenngleich meine Worte nicht mehr als ein Flüstern waren,

gleich denen eines Todgeweihten am Sterbebett.

„Aber ich habe es genossen.“

Ich spürte, wie ein schrecklicher Ekel vor mir selbst wieder Besitz von mir ergreifen wollte. Eine flaue Angst, die Last auf der Psyche eines Mannes, der weiß, dass er etwas Grausames getan hat. Meine Schultern sackten in sich zusammen, und ich senkte meinen Kopf, so als hätte ich soeben nicht Qalian, sondern Malphas selbst von der Ekstase, die ich während der Tötung empfunden habe, erzählt.

Aber Qalian ließ es nicht zu. Als hätte er bemerkt, was im Begriff war, in mir zu geschehen, legte er seine Rechte auf meine Schulter und drehte mit seiner Linken mein Gesicht so, dass ich ihn direkt ansah. Dann sprach er, langsam und klar.

„Ich weiß, Jaél. Und weißt du auch warum?“

Er ließ mir keine Zeit für eine Erwiderung.

„Weil du gespürt hast, was sie getan hatten. Du hast ihre Verbrechen gespürt, und ihre Schuld. Und der Rausch war die Belohnung für deinen Mut.“ Er schwieg einen kurzen Moment. „Es war der Nektar ihrer Sünden.“

Dann, mit einem einzigen, flüchtigen Augenblick, war es wieder vorbei. Das Glimmen in Qalians Augen war verschwunden, er hatte sich wieder zurückgelehnt, und ein Blick auf sein jetzt wieder sympathisches Gesicht ließ mich daran zweifeln, ob mir mein Verstand nicht eben einen Streich gespielt hatte. Er schwieg.

Nach etlichen Minuten des Schweigens ergriff ich das Wort und stellte die entscheidende Frage - ohne zu wissen, was genau ich eigentlich fragen wollte.

~

„Warum?“

Qalian aber verstand.

„Weil du besonders bist. Und weil in deinen Adern dasselbe Blut fließt wie in meinen ... und denen unserer Brüder und Schwestern.“

Ich sah ihn ratlos an, am Ende meiner Aufnahmebereitschaft angelangt. *Brüder und Schwestern?* Ich konnte nicht mehr, und ich spürte mit einem Mal, wie meine Lider bleischwer und meine Glieder matt und kraftlos wurden.

Qalian schien es zu bemerken.

„Wir haben noch eine lange Reise vor uns, und dann werde ich dir alles erklären, was du wissen musst. Jetzt leg dich erstmal schlafen.“ Einen Moment lang kehrte das Funkeln von vorhin in seine Augen zurück. „Die Dämmerung naht.“

~

Am nächsten Morgen zogen wir gen Ark.

Ihr mögt Euch nun fragen, warum ich dem seltsamen Mann folgte, und ich kann Euch keine klare Antwort auf diese Frage geben. Sicherlich wäre vieles anders gelaufen, wenn ich mich im Grau des Morgennebels davongestohlen hätte. Aber ich konnte es allein meiner Erschöpfung wegen nicht, und selbst wenn, hätte ich es vermutlich nicht getan. Vielleicht spielte auch der seltsame Umstand mit hinein, dass alles, was ich in der vergangenen Woche erlebt hatte, mir aus irgendeinem bizarren Grund vertraut erschien. Und Qalians Worte hatten auf mich eine gar hypnotische Faszination ausgeübt, die ich nicht begründen konnte. *Es war der*

*Nektar ihrer Sünden.* Zwar geisterten noch tausende Fragen in meinem Kopf herum, aber dennoch war das Wissen, dass der Mord, den ich verübt hatte, *gerechtfertigt gewesen war und dass ich damit etwas Gutes getan hatte*, ein Halm, an den sich mein geplagter Geist klammern konnte. Zu wissen, dass man einen Menschen getötet hat, ist ein eigentümliches Gefühl. Wie bunt malen sich junge Soldaten und Gardisten ihre Träume von Ruhm und Ehre aus, wie erhebend stellen sie sich das Gefühl vor, einem Unrechtschaffenen ihr Schwert in die Brust zu treiben. Und obgleich Letzteres bei mir aus anderen Gründen zutraf, hatte das Nachspiel einer solchen Tat rein gar nichts Erhebendes an sich. Es war ein wechselnder Zustand zwischen geistiger Stasis, in der man rein gar nichts fühlt, und Blitzlichtern der Erkenntnis, in denen einen der Ekel und die Schuld übermannt wie die Herbstfluten die Küste Myars. *Kann das Töten jemals gerechtfertigt sein?*, fragt man sich in diesen Momenten. Je öfters man es jedoch tut, desto seltener werden die Zweifel, und desto stärker wird die Kälte. Bis das Nehmen eines Lebens irgendwann gewöhnlich wird.

Jener Zustand war dem Mann, der ich damals war, jedoch noch fremd, und als mir Qalian im Grau der Dämmerung eine Schale heißen, dampfenden Haferschleim mit blutroten Waldbeeren hinstellte, übermannte mich ein Brechreiz, noch bevor ich auch nur einen Löffel davon gegessen hatte. Ich meinte eine einen Anflug von Schuldbewusstsein in Qalians Augen erkannt zu haben. Oder war es Belustigung gewesen? Ich weiß es nicht.

Während wir dann unsere Habseligkeiten zusammenpackten, fragte ich erneut nach der Bedeutung seiner gestrigen Aussage. Er schüttelte nur den Kopf und sagte, dass man das „Feuer“ genauso wenig durch Gespräche allein begreifen könnte wie man das Schwimmen durch das Lesen einer Abhandlung über die Konsistenz des Wassers zu erlernen vermag.

So kam es also, dass wir beide, unterschiedlich wie Tag und Nacht, in Richtung der sagemumwobenen Hauptstadt des Landes zogen: er, wohlgekleidet, gutaussehend und stets selbstbewusst lächelnd; und ich, mit verschlissenen Gewändern, einer Hakennase und dem stets verstörten Blick eines Mannes, der nicht einmal ansatzweise begriff, wie ihm geschah. Die ersten beiden Tage unserer Wanderschaft waren schlimm. Ich aß kaum, und stets meinte ich, getrocknetes Blut an meinen Händen spüren oder menschliche Todesschreie im Vogelgesang hören zu können. Ja, selbst die Stille ließ mir keine Ruhe.

*Bitte nicht.*

Am dritten Tag jedoch ging es mir schon besser, und das erste Mal seit meiner Begegnung mit Qalian spürte ich nicht mehr die kräftezehrende Übelkeit, die stets eintrat, wenn ich einen Moment innehielt und meinen Gedanken gestattete, abzuschweifen. Selbstverständlich kann man meinen Gemütszustand beim besten Willen nicht als frohgemut bezeichnen, aber dennoch fühlte ich mich auf eine seltsame Art und Weise besser als unmittelbar nach meiner Flucht aus Nebelhaim. Der Grund hierfür war einfach: Die Angst in meinem Magen war verschwunden. Oder besser gesagt: Ich hatte das Gefühl, sie besänftigt zu haben, wie ein wildes Tier, das gerade gespeist hat und weiß, dass zahlreiche Mahle folgen werden. *Ich bin auf dem richtigen Weg.* Wie seltsam klangen diese Worte in meinen Ohren. Aber dennoch: Ich fühlte mich wohl. Als hätte ich nun endlich ein Licht am Horizont erkannt, dem ich schon mein ganzes Leben hätte folgen sollen.

Immer mehr begannen auch meine Schuldgefühle abzuflauen. Zwar hatte ich keine Möglichkeit, es zu überprüfen, aber für mich war klar, dass Qalians Erzählung wahr sein musste. Die arroganten Gesichter, die boshaften Stimmen – die beiden Männer waren böse gewesen. *Verdorben. Und die Mitglieder von Keshans Familie wären nicht ihre letzten Opfer gewesen.* Ja, jemehr Zeit ich mit derlei Gedanken verbrachte, desto wahrer klangen sie in meinem Verstand.

Während wir wanderten, erzählte mir Qalian außerdem allerlei andere Dinge. Einen großen Teil davon machten Geschichten aus seiner Vergangenheit aus. Ich wusste nun, dass er ursprünglich aus Nehrim stammte, was auch seinen subtilen Akzent erklärte. Auf-gewachsen war er in Cahbaet, der Hauptstadt des Nordreichs. Das Nordreich befand sich genau wie das Mittelreich unter der Kontrolle des Kanzlers Barateon, aber Qalian spekulierte, dass ein Bürgerkrieg zwischen den nordländischen Separatisten und dem Kanzler nicht mehr lange auf sich warten lassen würde. Er schätze auf zehn Jahre. Wie er nach Enderal gekommen war? Dies habe viele Gründe gehabt, und mit einem zurückweisenden, aber nicht harschen Blick signalisierte er mir, dass dies die Kapitel seiner Vergangenheit waren, in die ich noch nicht bereit war zu blicken.

Nach einem einwöchigen Marsch war es schließlich soweit. Wir erreichten Ark.

Ich will keine Tinte mit unnötigen Beschreibungen verbringen. Mit Sicherheit ist Euch die endraläische Hauptstadt wohlbekannt, und Ihr könnt Euch ausmalen, wie sprachlos ihr erster Anblick mich zurückließ. Wir hatten sie von einem kleinen Vorsprung aus das erste Mal erblickt, und ich verbrachte Minuten damit, die im Sonnenuntergang badende Metropole einfach nur anzusehen.

„Beeindruckend, nicht wahr?“, hörte ich eine Stimme neben mir.

Es war Qalian.

Ich murmelte etwas, ohne meinen Blick abzuwenden, woraufhin meinem Begleiter ein Lachen entwich.

„Genieß es. Manchmal ist das erste Mal das Beste.“, sagte er und setzte sich an den Klippenrand, ein Abgrund von gut vierhundert Arm weit zu seinen Füßen. Ich blickte zu ihm und sah, wie er seine Augen geschlossen und den Blick leicht gen Himmel gewandt hatte und sich das rotgoldene Licht der Abendsonne ins Gesicht schienen ließ. Schon wieder spürte ich unwillentlich eine Welle des Neids in mir aufsteigen. Wäre eine junge Frau in jenem Moment den Hügel heraufgestiegen, hätte sie ihn für einen Helden aus einem Bardenlied gehalten. Aber gleichzeitig spürte ich, dass Qalian sich nicht inszenierte. Nein, er genoss schlicht und einfach den Anblick, den Moment, das Sonnenlicht. – Eine Fähigkeit, die ich in meinem ganzen Leben nie erlernt hatte.

~

Es war bereits dunkel, als wir die Stadtwachen mit unseren Papieren in der Hand um Einlass baten. Sie gaben uns als Handelsmänner aus Arazeal aus – wir hatten des ungünstigen Wetters wegen im Hafen Dünenhaims anlegen müssen –, und nach einem kurzen Blick darauf ließ uns die kontrollierende Gardistin passieren. Hatte ich bis dahin noch Gedanken an eine Rückkehr in mein altes Leben als Pater gehabt, so verschwanden diese spätestens zu dem Zeitpunkt, als die schweren Tore hinter uns ins Schloss fielen und das Fallgatter geräuschvoll auf dem Boden

aufschlug.

Einkehr fanden wir an jenem ersten Abend in einer Schenke namens „Zum Tanzenden Nomaden“. Wir tankten dort neue Kraft mit einem deftigen Zuckerrübeneintopf, körnigem Schwarzbrot und sündhaft teurem Cahbaeter Bier, auf das mich Qalian mit seinem prall gefüllten Groschenbeutel einlud. Diesmal reden wir nicht viel, sondern verbrachten den Großteil unseres Aufenthalts damit, der Musik einer schönen, rothaarigen Bardin zu lauschen, deren dunkle Stimme im Kontrast zu ihrem zarten Äußeren stand. Sie sang traditionelle Volkslieder wie „Das Lied des alten Mannes“, den „Wegelosen Wanderer“ und „Die Maid im Silberschein“, und ich blickte beklommen zu Boden, als Qalian bei letzterem Lied lauthals mitzusingen begann. Erst als ich bemerkte, dass niemand an seinem guten, wenngleich nicht außergewöhnlichem Gesang Anstoß nahm, sondern viele ihn sogar zum Anlass nahmen miteinzustimmen, spürte ich, wie mein unbegründeter Scham wieder von mir wich und ich mich zunehmend wohler zu fühlen begann.

Wir blieben lange in dem gemütlichen Schankraum, und erst als sich neben uns nur noch fünf weitere Gäste in der Schenke befanden, stellte ich die Frage, die mir auf den Lippen brannte.

„Und nun?“ Ich sprach leise, benommen von dem Alkohol und der Lautstärke der vergangenen Stunden.

Qalians Blick traf den meinen, und er senkte ihn nicht, bis ich irgendwann unangenehm berührt zu Boden schaute. Ich hörte, wie Qalian einen Laut von sich gab, der sowohl ein gedämpftes Auflachen als auch ein Seufzen hätte gewesen sein können.

„Nun begeben wir uns erst mal in die Horizontale. Und morgen“ – seine Augen funkelten kurz auf – „wartet die erste Lektion auf dich.“

Ich wusste nichts mit seinen Worten anzufangen.

„Erste Lektion?“

Er lächelte.

## Kapitel 6: Die Silberwolke

Eine Fähigkeit Qalians, die ich bis heute nicht verstanden habe, war die, fast ohne Schlaf auszukommen. Schon während unserer Reise hatte er sich stets weit nach Mitternacht ins Bett gelegt, und stets war er vor mir wach gewesen, meist noch lange vor der Dämmerung. Der Morgen verlief bei ihm gleichbleibend nach einer strengen Routine: Sie begann mit einem dreißigminütigen Gebet in einer Sprache, die ich nicht verstand. Anschließend begann er Übungen mit seinem gekrümmten Säbel durchzuführen, meist für eine gute Stunde, an zwei Tagen der Woche mehr. Dann ging er sich baden – oder besprenkelte seinen Körper mit Wasser, wenn kein Bach oder See in der Nähe war – und bereitete sich ein Frühstück aus einem mit bitteren Kräutern versetzten Getreideschleim zu, den er mit einer meditativen Ruhe aß, als wären in ihm alle Geheimnisse der Pyräer verborgen. Insgesamt, so schätzte ich, kam er pro Nacht allerhöchstens auf vier Stunden Schlaf, und ich kam nicht herum mich zu wundern, wie er dennoch jeden Tag aufs Neue so gesund und vital wirkte, als hätte er soeben in den Wassern Inodans gebadet.

Hatte mich Qalian auf der Reise stets schlafen lassen, weckte er mich an unserem ersten Tag in Ark bereits früh am Morgen. Meine Glieder fühlten sich ob der durchzechten Nacht wie Blei an, und für einen Moment versuchte ich mit meinen vom Schlaf verschwommenen Blick den Wassertrog ausfindig zu machen, den ich in Nebelhaim stets zur Morgenwäsche verwendet hatte. Dann jedoch wurde ich mir wieder bewusst, wo ich war. Ich ächzte, hievte meinen Körper in die Vertikale und warf einen Blick nach draußen. *Beim rechten Weg, wie spät ist es?* Die Sonne war noch nicht einmal ansatzweise aufgegangen. Als hätte Qalian meine Gedanken gelesen, beantwortete er meine Frage.

„Es sind noch zwei Stunden bis zum Hahnenschrei, mein Freund. Und bevor du jetzt etwas sagst“ – er war gerade dabei, sich seinen Schwertgurt um die Hüfte zu binden, und drehte sich nun zu mir um – „es muss sein. Wir haben eine Verabredung.“ Ich wollte etwas erwidern, aber das Ergebnis war lediglich ein misstrauisches Brummen. Qalian fuhr fort.

„Triff mich in einer Stunde vor dem letzten Haus der Wolkengasse. Ich werde dort auf dich warten.“

Bevor ich auch nur etwas hätte erwidern können, war Qalian aus dem Raum verschwunden. Ich blieb einige Momente verwirrt auf meiner Bettkante sitzen, richtete mich dann seufzend auf und ging hinüber zum Fenster. Gedankenverloren ließ ich meinen Blick über die Dächer der noch schlafenden Stadt schweifen. Keine Wolke verdunkelte das silbrige Licht des Mondes, und trotz der frühen Stunde waren bereits etliche Figuren auf der Straße auszumachen. Ich kehrte einen Moment in mich. Tatsächlich fühlte ich mich der Trunkenheitskopfschmerzen zum Trotz erstaunlich gut. An die Geschehnisse im Roten Ochsen dachte ich zwar nur noch selten, aber in diesem Moment erinnerte ich mich an Qalians Worte: *Du hast ihre Verbrechen gespürt, und ihre Schuld. Und der Rausch war die Belohnung für deinen Mut. Es war der Nektar ihrer Sünden.*

Konnte das tatsächlich der Grund sein, warum mich der Mord so kalt ließ? Weil er ... gerechtfertigt gewesen war?

Ich dachte: *Bitte nicht!*

Ich dachte: **Etwas Gutes.**

Mit einem Laut, der sowohl erheitert als auch verzweifelt klang, schüttelte ich mir die Gedanken aus dem Kopf. Stattdessen lenkte ich meinen Blick auf das rege Treiben in den Gassen der Stadt. Ich sah drei ausgemergelt wirkende Kinder schwere Säcke die große Straße entlang tragen, die quer durch Ark führte. Direkt hinter ihnen patrouillierten drei gerüstete Gestalten, vermutlich Gardisten. Zwei Frauen, von denen eine muskulös und breit und die andere schmal gebaut war, zogen zu zweit einen Schubkarren mit einem Fass und drei Bündeln Heu in eine kleine Gasse hinein, die am Hinterausgang der Schenke vorbeiführte.

Nachdenklich wandte ich mich ab und schlüpfte in meine Gewänder. Ich speiste im Schankraum und machte mich anschließend mit einem halb-neugierigen, halb-beklommenen Gefühl auf den Weg.

Ich will Euch nicht mit unnötigen Details meiner ersten Reise in Ark langweilen, denn mit großer Wahrscheinlichkeit wisst Ihr bereits, wo jene Straße liegt. Ich hatte es an jenem Tag nicht gewusst, und erst als mich eine Wache mit einem skeptischen Blick beäugte und zu einem halb auseinanderfallenden Lagerhaus deutete, wurde mir bewusst, wo ich mich befand, und dass ich geschätzte fünfzehn Minuten vor der vereinbarten Zeit am Treffpunkt angekommen war. Die Wolkengasse, wie sie die Städtebauer ohne ersichtlichen Grund genannt hatten, markierte nämlich nichts anderes als das Ende des Handwerkerviertels und war jene Gasse, die zu dem großen, in Fels gehauenen Tor führte, das ein jeder anständige Oberstädter hoffte niemals durchschreiten zu müssen. Es markierte den Eingang zur Unterstadt.

Verunsichert sah ich mich um. Ich wusste aus zahlreichen Erzählungen, nicht zuletzt aus der Qalians, dass die Unterstadt ein Ort war, den es zu meiden galt, es sei denn, man hatte mit den Hehlern und Kriminellen dort unten irgendwelche Machenschaften oder war eben derart verarmt, dass man sich mehr als eine der brüchigen Hütten dort unten nicht leisten konnte. Aber egal wie ich mir den Kontrast zwischen der schönen Hauptstadt und dem Elend der Unterstadt ausgemalt hatte, immer war in meinen Gedanken Platz für eine Art „Übergang“ gewesen, eine Art Transition zwischen Reichtum und Armut. Aber den schien es nicht zu geben. Blickte ich nach oben, sah ich den eindrucksvollen Myradenturm, dessen namensgebende Flugtiere gut situierte Reisende direkt in die Stadt oder aus ihr hinaus fliegen konnten. Neben mir prasselte rauschend ein großer Wasserfall herab, und wäre ich die kleine Gasse wieder hinaufgegangen, auf der ich vor wenigen Minuten den verwinkelten Marktplatz verlassen hatte, hätte ich mich wieder im Herzen des Handwerkerviertels befunden. Irritiert wandte ich meinen Blick wieder dem Holztor zu, das von zwei bis an die Zähne bewaffneten Gardisten bewacht wurde. Konnte sich unmittelbar hinter diesem Tor wirklich der Eingang zu dieser anderen, unschönen Welt befinden?

Ich spürte eine Hand auf meiner Schulter und wirbelte herum. Es war Qalian.

„Du hast also hierher gefunden. Schön“, sagte er. „Bist du bereit?“

Ich kniff meine Augen argwöhnisch zusammen. Dass meine erste „Lektion“ mit der Unterstadt zu tun haben würde, war mir nun klar. Aber was genau erwartete mich?

„Ich denke schon. Und ... was genau haben wir vor?“

Qalian schmunzelte. „Ganz einfach, mein Freund.“ Er löste seinen Rucksack von seinen Schultern und ging in die Knie, um darin nach etwas zu suchen. Dann sah er

wieder auf zu mir.

„Wir werden etwas Spaß haben.“

Hatte ich bis vor wenigen Momenten noch bezweifelt, dass sich hinter der großen, bewachten Holztüre tatsächlich die Unterstadt befinden konnte, so verschwanden diese, als die beiden Wachmänner uns mit argwöhnischer Miene Einlass gewährten. *Sie müssen uns für verrückt halten*, dachte ich, als die beiden Türflügel schließlich aufschwangen. Das war auch nicht weiter verwunderlich. Welcher Oberstädter gesunden Verstandes würde sich schon freiwillig in die Unterstadt begeben, wo es doch allseits bekannt war, dass der Orden und die Garde dort unten quasi machtlos waren? Natürlich, offiziell war dem nicht so. Aber unter der Hand wusste jeder um die stille Vereinbarung, die der Heilige Orden mit der Rhalâta, jenem Zusammenschluss zwielichtiger Gestalten, getroffen hatte: Ihr bleibt unter euch und wir unter uns.

Demzufolge war die Unterstadt sozusagen eine Stadt in der Stadt, und sie war weitaus düsterer als das oberirdische Ark mit seinen rustikalen, aber gemütlichen Fachwerkhäusern, Springbrunnen und Theatern. Die Rhalâta kontrollierte dort jeden Aspekt des Lebens, und wer aus welchen Gründen auch immer das Pech hatte, dort unten leben zu müssen, hatte sich ihr zu unterwerfen, ob er es nun wollte oder nicht. Mit einem Schaudern erinnerte ich mich an die Geschichte, die ein reisender Händler erzählt hatte. Dreh- und Angelpunkt seiner Erzählung war ein junger Handelsmann gewesen, der erst wenige Mondwenden vor den grausamen Geschehnissen, die sich ereignen sollten, das begehrte Abzeichen der goldenen Sichel verliehen bekommen hatte, das ihn als Händler von Bonität kennzeichnete. Jener junge Mann jedoch wollte die Abkürzung zum Reichtum nehmen und hatte daraufhin begonnen, mithilfe von ein paar Arker Burschen Glimmerkappenstaub zu sammeln. Dass die Herstellung von Glimmerkappenstaub mehr oder minder offiziell ein Privileg der Rhalâta war, hielt den jungen Mann nicht davon ab, seine Kohorte aus arglosen Buben in eine Höhle nahe der Westküste zu schicken, um dort – wie er glaubte – unbehelligt seinen eigenen Einstieg in das Geschäft mit der tödlichen Droge zu beginnen.

Für eine knappe Mondwende ging das Geschäft gut, und sein Groschenbeutel füllte sich schneller als die Trinkhörner einer gut besuchten Kneipe. Als er dann eines Morgens jedoch zur Grotte ritt, aus der seine Sammler die Pilze gewannen, fand er den Ort verlassen vor. Nur vier mannshohe Körbe fanden sich auf der Ladefläche eines Karrens, der den Eingang zur Grotte versperrte. Die Körbe waren bis zum Anschlag mit Glimmerkappenpilzen gefüllt, doch ging ein eigentümlicher Geruch von ihnen aus. Als der Händler seinem Leibwächter befahl, den Inhalt auf den Boden zu schippen, rollte aus jedem der Körbe eine andere Sorte abgetrennter Extremitäten auf den Boden: Arme, Beine, Torsi, Köpfe. Letztere waren fein säuberlich abgetrennt worden, so dass kein Zweifel daran bestand, wem sie einst gehört hatten: Fünf davon gehörten den unglückseligen Burschen, die sich bei dem Händler einen kleinen Zuverdienst erarbeitet hatten. Zwei andere gehörten seinen Töchtern. Der achte Kopf war der seiner Gefährtin. In ihre Stirn waren folgende Worte geritzt worden: „Sha’Rim Rhalâta“ – die Rhalâta vergisst nicht.

Den Händler selbst ließen sie leben, hatte der alte Handelsmann seine Geschichte beendet. In dem Kontor der goldenen Sichel ließ er sich jedoch nie wieder sehen, und Gerüchten zufolge nahm er sich einige Mondwenden danach das Leben.

*Und jetzt sind wir hier.* Mir wurde unwohl. Alles an uns schrie nach Oberstadt und Wohlstand – unsere Gebärden, unsere teuren Gewänder, Qalians Dolch. Eine Treppe führte hinter den Toren hinab in die Dunkelheit. Erst als wir gute fünfzehn Minuten hinabgestiegen waren, begannen wir die ersten Anzeichen menschlichen Lebens zu erkennen. Die Luft war kalt und feucht, und es roch nach Ammoniak, Moder und nassen Steinen. Wir kamen am Ende der langen Steintreppe an. Hölzerne Planken markierten eine Art Weg, der in einen vielleicht dreißig Armweit hohen Stollen führte. Die erste Hütte, die wir passierten, war derart gedrängt in eine natürliche Felsecke gebaut worden, dass ich sie um ein Haar nicht erkannt hätte. Mächtige, rostfarbene Rohre, die aus den Wänden kamen und im Boden wieder verschwanden, wanden sich um die brüchigen Holzplanken, aus denen das Haus gebaut worden war. Kalte, gelbe Lichtstrahlen brachen aus den vernagelten Fenstern hervor, und ich hörte gedämpfte Stimmen aus ihnen herausklingen. Die Hauswände, welche nicht direkt von der Felsmauer umschlossen waren, waren mit alten Kisten und Fässern zugestellt, manche davon zerbrochen.

Mittlerweile hatten mehr und mehr der Hüttenbewohner Qalians und meine Anwesenheit bemerkt. Einige von ihnen beäugten uns misstrauisch und sahen dann wieder weg, andere hingegen starrten uns geradeheraus an. Während wir immer weitere Hütten passierten, sahen wir sogar einige vor den Gebäuden aufgestellte, überdachte Konstruktionen, die wohl so etwas wie Marktstände darstellten. Auf ihnen wurden allerlei Waren feilgeboten, von Fischen über Gewürzen bis zu ungesund aussehendem Brot und Gemüse. Qalian schienen die Blicke der Passanten nicht zu stören. Er beschleunigte seinen Schritt und verschwand hinter einer Ecke. Ich folgte ihm, und was ich sah, verschlug mir den Atem.

Vor mir erstreckte sich eine gigantische Höhle, deren Decke so hoch war, dass dort zwei ganze Wachtürme aufeinandergebaut hineingepasst hätten. Stalagtiten hingen wie versteinerte Eiszapfen von der Decke, und aus der Ferne sah ich einen eindrucksvollen Wasserfall aus der Felswand herausbrechen. Häuser aus dunklem Holz und mit schiefen Dächern waren in der gesamten Höhle auf dockartigen Plattformen erbaut, die über Treppen und Hängebrücken miteinander verbunden waren und sowohl von Stützpfählern als auch von den Steinsäulen der Höhle gehalten wurden. Je weiter vom Zentrum der Höhle entfernt sich die Häuser befanden, desto höher wurden sie, sodass die gesamte Architektur in mir die Assoziation eines gigantischen Amphitheaters hervorrief. Im Zentrum selbst standen die Gebäude auf dem baren Felsboden und unterschieden sich sowohl in Form als auch in Aussehen stark von den auf den Plattformen erbauten Wohnhäusern. Ich sah ein steinernes Gebäude, das mit seinem hohen Dach und einem spitz zulaufendem Turm an einen kleinen Tempel erinnerte. Einige Dutzend Armweit daneben stand ein anderes, mehrstöckiges Haus. Es war ebenfalls aus Stein gebaut, und aus seinen gläsernen Fenstern schien ein rötlich-milchiges Licht. Zahlreiche Menschen tummelten sich im Zentrum, und obwohl sich mein Aussichtspunkt nahe dem runden, freistehenden Platz befand, der wohl den tatsächlichen Mittelpunkt dieser unterirdischen Stadt markierte, konnte ich aufgrund der Dunkelheit kaum mehr als die Silhouetten der Gestalten erkennen. Die Unterstadt ... Sie hatte sich ihren Namen verdient.

Ein bulliger Mann riss mich aus meinen Gedanken, als er mich im Vorbeigehen unsanft beiseite rammte. Ich seufzte und wischte mir den Schweiß von der Stirn,

der sich trotz der kühlen Luft dort angesammelt hatte. Dann sah ich mich nach Qalian um, der mir vorausgegangen war. Ich erspähte ihn am Fuß einer Treppe, unter einem kahlen, krummen Baum. Er unterhielt sich mit jemandem. Hastig ging ich die Stufen hinab. Als ich mich Qalian und seinem Gesprächspartner näherte, deutete dieser bereits fragend auf mich, woraufhin Qalian eine beschwichtigende Geste machte. Erst als ich zu ihnen trat, begriff ich, dass es sich bei Qalians Gegenüber um eine Frau handelte. Sie hatte kurz geschorenes, blondes Haar, was einen starken Kontrast zu ihrem eigentlich weichen, sanften Gesicht mit seinen vollen, roten Lippen bildete. Ihre Augen jedoch ... Ich spürte, wie etwas in meinem Magen sanft aufglomm, protestierend, wütend, als sich unsere Blicke trafen. Die Augen der jungen Frau waren eisblau, so grell, dass sie selbst in der diffusen Lichtstimmung der Höhle zu leuchten schienen. Aber so objektiv schön sie auch sein mochten, etwas an ihnen löste eine Gefühlsregung in mir hervor, die ich nicht zu deuten wusste. Sie wirkten kalt.

Noch bevor ich jedoch der wieder in mir erklingenden Stimme Beachtung schenken konnte, ergriff Qalian das Wort.

„Darf ich vorstellen, Jaél?“ Er wies mit nach oben gerichteter, offener Handfläche auf die junge Frau. „Das ist Yaléna.“

Ich versuchte, etwas zu erwidern, aber es misslang mir.

Yaléna musterte mich kurz von Kopf bis Fuß und wandte dann ihren Blick ab.

„Er wirkt, als würde er sich gleich in die Hosen machen. Seid Ihr Euch auch absolut sicher? Noch ist es nicht zu spät.“

Qalian lächelte charmant und nickte. „Bin ich. Und Ihr könnt ihm vertrauen, dafür gebe ich Euch mein Wort.“

Die Frau biss sich kurz auf die Lippen und furchte die Augenbrauen. Dann erwiderte sie Qalians Nicken.

„Na schön. Dann los.“

Wir setzten uns in Bewegung. War es meine Einbildung, oder war die Anzahl der hasserfüllten Blicke, die uns zugeworfen wurden, höher geworden? Mit einem Mal fühlte sich die Luft schwerer an, die Dunkelheit der Höhle drückender. Qalian warf mir einen Blick über die Schulter zu. In seinem Blick ließ sich keine Spur von Angst oder Beklommenheit erkennen. Nein, auf eine gewisse Art und Weise glomm in seinen Augen gar Vorfreude. Aber weshalb? Dass sich hier unten allerlei zwielichtige Gestalten herumtrieben, war mir klar. Aber warum wirkten Qalian und unsere Führerin so vertraut?

Unser Ziel war eine dunkle Gasse direkt neben dem mehrstöckigen Haus mit den roten Fenstern, das ein Schild am Eingang als die „Silberwolke“ auswies. Entschlossenen Schrittes tauchte die junge

Frau in die Dunkelheit ein, und wir folgten ihr. Im Schatten der Gebäude war es stockfinster, und mir wurde noch unwohler, als ich sah, dass unsere Führerin am Ende der Gasse in eine noch kleinere einbog. *Das ist ein Labyrinth. Und ein verdammt gefährliches noch dazu.* Bis auf Müllhaufen und Fäkalienpfützen war die Gasse außerdem menschenleer. Nur zweimal begegneten wir Menschen. – Zunächst zwei Männern, die sich an einem kleinen Lagerfeuer wärmten. Als Yaléna das Feuer aus der Ferne sah, beschleunigte sie ihren Schritt und trat einem der beiden Männer mit voller Wucht an den Kopf. Dieser stieß einen erstickten Schrei aus und

ging zu Boden, woraufhin der andere erschrocken versuchte, sich an der Wand aufzurichten. Yaléna ließ es nicht dazu kommen und beugte sich zu ihm vor, ihr Gesicht nah an dem des Bettlers, und murmelte etwas von „offenes Feuer“, „Gasse“ und „die Geschwister“. Daraufhin schmetterte sie ihn zu Boden und bedeutete uns, weiterzugehen. Unsere zweite Begegnung mit Menschen in dem dunklen, unterirdischen Irrgarten war die mit einer in Laken gehüllte Gestalt, die ebenfalls an der Mauer eines Hauses gekauert saß und die ich aufgrund ihrer Verschleierung überhaupt nicht wahrnahm. Als ich sie jedoch passierte, streckte sie eine knochige Hand aus und packte mich am Schenkel. Ich stieß einen Schrei aus und drehte mich um. Daraufhin hob sie ihren Schleier vom Kopf und offenbarte ein von eitrigen, pulsierenden Geschwüren überwuchertes Gesicht, welches einst jenes einer Frau meines Alters gewesen sein musste. Fleisch- maden. Sie flüsterte etwas, was dem Ton zufolge eine flehende Bitte hätte gewesen sein sollen, aber ihr deformierter Mund brachte lediglich ein gutturales, rasselndes Geräusch zuvor. Ruckartig entzog ich mein Bein ihrer Klaue und eilte Qalian und Yaléna hinterher.

Als wir schließlich nach einer gefühlten Ewigkeit ankamen, war ich erschöpft wie nach einem Tag strammer Wanderung, und ich fürchtete, den widerwärtigen Geruch, der nun an mir haftete, nie wieder loszuwerden.

Yaléna machte vor einer dicken Stahltür Halt und klopfte zweimal. Nach einigen Momenten öffnete sich eine Luke, und zwei von buschigen Brauen bewachte Augen blickten aus dem Inneren nach Draußen. Als sie unsere Führerin erkannten, hörte ich das Geräusch eines geschobenen Riegels, und die Tür öffnete sich. Der Türwächter war ein unauffälliger Mann mit kurz geschorenem Haar, der mich auf eine unangenehme Art und Weise an mich selbst erinnerte. Er sah uns abwägend an, aber aus seinen Gebärden wurde augen- blicklich klar, dass er Yaléna untergeordnet war. Erleichtert stellte ich fest, dass das Gebäude, das wir betraten, anders als sein Exterieur hätte vermuten lassen, sauber und von mehreren an der Wand verankerten Kerzenhaltern hell beleuchtet war. Ja, sogar ein leichter Hauch von Lavendel lag in der Luft, was mir nach dem allgegenwärtigen Fäkaliengestank der letzten Stunden wie der Duft von Irlandas Haar vorkam. Wortlos wurden Qalian und ich einen schmalen Korridor entlang geleitet, der von zahlreichen, verriegelten Türen gespickt war. Trotz des sanften Lichtes, das unter ihnen hervordrang, wirkten sie auf mich beklemmend, wie Kerkerzellen.

Am Ende des Ganges stieß Yaléna eine weitere Türe auf. Der Raum, der sich uns präsentierte, war beeindruckend. Ausgeschmückt nur mit den feinsten Möbeln und Kissen, tauchte ihn ein goldener, von der Decke hängender Kronleuchter in ein schwaches, orangefarbenes Licht. Ein Nebel hing in der Luft, und als ich meinen Blick über die niedrig aufgestellten, von Sitzkissen umgebenen Tische schweifen ließ, wurde mir klar, woher der Lavendelgeruch stammte. – Insgesamt boten die verschiedenen Sitzmöglichkeiten Platz für gut zwei Dutzend Personen, aber außer uns, dem Torwächter und Yaléna sah ich nur drei andere Gäste, die für sich an einzelnen Tischen saßen, Wein tranken und Wasserpfeife rauchten. Eine sanfte Harfenmusik erklang aus einer Ecke des Raumes, die ich nicht einsehen konnte. Ich begann mich wieder wohler zu fühlen. War dies vielleicht tatsächlich nur eine Tabakschenke? *Vielleicht ein exklusiver Laden für ein noch exklusiveres Klientel.* Welches exklusive Klientel den beschwerlichen Weg durch die Gassen auf sich nehmen sollte, nur um ein paar Pfeifen Friedenskraut mit Lavendelgeruch zu

rauchen, wollte sich mir nicht erschließen. Ich schürzte die Lippen und warf einen hilfeschreitenden Blick in Richtung Qalian. Dieser lächelte nur zufrieden und nickte mir kaum merklich zu.

„Nehmt Platz“, sagte Yaléna und wies auf einen freien Tisch in einer Ecke. Dann setzte sie sich wortlos in Bewegung und verschwand hinter einem Vorhang, während der Torwächter sich wieder zurück zum Eingang begab.

Ich wollte gerade ansetzen und etwas sagen, aber Qalian signalisierte mir, zu warten. Wir nahmen Platz. Ich sah mich verstohlen um und inspizierte die anderen Gäste. Zwei Männer, einer davon jung, ein anderer davon alt, und eine ältere Frau mit zu einem strengen Dutt geknoteten Haaren. Allesamt wirkten sie, ihrer Gewandung nach zu urteilen, wohlhabend, so wie wir. Sie schenkten uns keinerlei Beachtung. Qalian griff nach einer auf dem Tisch stehenden Kerze und hielt diese unter den Topf der Wasserpfeife. Dann lehnte er sich zurück – unsere Sitzkissen lagen unmittelbar vor einer Wand – und gähnte frohgemut. Er sah mit seligem, entspanntem Blick auf die Wasserpfeife, in deren Topf sich langsam erste Blasen zu bilden begannen. Einige Momente lang tat ich es ihm gleich; dann entschloss ich mich dazu, das Schweigen zu brechen.

„Qalian ...“

Er schnitt mir mit einer Geste das Wort ab und schüttelte beinahe nachsichtig den Kopf. „Entspann dich einfach, mein Freund.“ Er fühlte mit einer Hand den Topf der Wasserpfeife. „Entspann dich.“

~

Wir warteten gute dreißig Minuten, bis ein dicklicher, freundlich lächelnder Mann auf uns zukam, der sich uns als Konthis vorstellte. Als erstes fiel mir an ihm auf, dass der linke Ärmel seines teuer aussehenden, burgunderfarbenen Gewandes schlaff herabhing. Er war einarmig. Dann, als er uns beiden seine Rechte zur Begrüßung hinstreckte, bemerkte ich die zahlreichen, schillernden Ringe, die er an seinen fleischigen Fingern trug. Ein überraschend angenehmer Geruch schlich sich in meine Nase, der von seinem Parfüm stammte. Es duftete würzig und süß.

„Entschuldigt bitte die Verzögerung“, eröffnete er das Gespräch mit einer dunklen, basslastigen Stimme, die nicht zu seinem Aussehen passte. „Wir haben heute viele Kunden. Darf ich Platz nehmen?“

Qalian bejahte die Floskel, und Konthis setzte sich uns beiden gegenüber. Eine Weile lang sagte keiner von uns dreien etwas, und ich spürte, wie uns Konthis dunkle, scharfsinnige Augen prüfend musterten. Dann nickte er zufrieden.

„Wohlan denn. Formalitäten zuerst.“ Er förderte ein zusammengefaltetes Pergament aus dem Inneren seines Gewandes zutage und studierte es kurz.

„Jarimôn vom Blute Bathila, 46 Winter alt, Geschäftsmann. Und ...ah, Ihr kommt aus Arazeal? Donnerwetter ... Ihr sprecht sehr gutes Endraläisch, wenn Ihr das Kompliment gestattet.“

Die Frage schien sich an Qalian zu richten. Er lächelte.

„Übung macht den Meister, schätze ich.“

Konthis nickte. „In der Tat, das tut sie. Na gut. Und dann hätten wir noch ... Jaél vom Blute Thalás. Auch Arazealaner.“

Ich nickte und versuchte dabei, Qalians sympathisches Lächeln nachzuempfinden. „Sehr schön.“ Er faltete das Pergament wieder zusammen und beugte sich ein Stück vor. „Dann fangen wir an. Einverstanden?“

Qalian blies seinen Pfeifenrauch schräg nach oben aus. Seine Augen waren leicht neblig, wie man es von Friedenskraut-Konsumenten kannte, aber er wirkte nichtsdestotrotz bei klarem Verstand.

„Ich bitte darum“, sagte er.

„Lasst mich nur noch einmal der Vollständigkeit halber die Regeln und den Ablauf eures hoffentlich nicht letzten Besuches erklären.“ Er sprach die Worte freundlich aus, aber ich spürte, wie eine gewisse Schärfe in ihnen mitschwang. „Ein Bediensteter wird euch, sobald ihr den Rest gezahlt habt ...“

„Wir zahlen, bevor wir die Leistung erhalten haben?“ Qalian wirkte empört.

„Das sind die Regeln, Meyser. Es tut mir leid“, erwiderte Konthis, ohne den Blick zu senken.

Qalian bedachte den korpulenten Mann mit einem unzufriedenen Blick, aber signalisierte dann mit einer Handbewegung Einverständnis.

Konthis lächelte. „Gut. Also: Ein Bediensteter wird ein Signal geben und euch daraufhin in eure Kammern leiten. Beziehungsweise“ – er warf ein Blick auf das Pergament – „in eure Kammer. Dort warten dann die Mädchen. Was dann geschieht, bleibt ganz euch überlassen.“

Die Mädchen? Ein Schauer fuhr meinen Rücken herunter, und ich warf Qalian einen nervösen Blick zu.

„Geht es Euch gut, Meyser?“, fragte Konthis, der meinen Blick bemerkt hatte.

Noch bevor ich zu einer Erwiderung ansetzen konnte, ergriff Qalian das Wort. „Er ist nur ein wenig aufgeregt.“ Er warf mir einen rügenden Blick zu. „Es ist sein erstes Mal.“

Konthis runzelte die Stirn. „Verstehe. Nun ja.“

„Sobald Ihr fertig seid, läutet Ihr die goldene Glocke am Nachttisch, wartet einige Augenblicke, und läutet dann erneut. Anschließend wird jemand erscheinen und sich um die ...“ – er schien um das

richtige Wort zu ringen – „den Rest zu kümmern. Und das wäre es auch schon.“ Er ließ seinen Blick von Qalian zu mir und wieder zurück schwenken. „Gibt es eurerseits noch Fragen?“

Qalian hatte welche: „Ich schätze, wir verlassen diesen Ort auf demselben Weg, wie wir ihn betreten haben?“

„Ja. Yaléna wird euch wieder nach außen geleiten.“

Mein Kumpan brummte missmutig. „Verstehe. Und Ihr garantiert für unsere ... Anonymität?“

Konthis lachte kurz auf. „Wir garantieren, dass euch niemand außer unseren Bediensteten diesen Ort betreten und verlassen gesehen haben wird. Und Ihr könnt Euch sicher sein, dass unsere anderen Gäste kein Interesse haben, eure Anwesenheit kundzutun. Warum, muss ich vermutlich nicht erklären.“

Qalian schien kurz nachzudenken und rieb sich sein Kinn mit Daumen und Zeigefinger. Dann nickte er zustimmend und streckte Konthis seine kräftige Hand entgegen.

„Einverstanden. Dann haben wir einen Handel.“

Konthis lächelte zufrieden und schüttelte erst Qalians Hand, dann meine. Sein Händedruck war stark und fest. Anschließend nahm Qalian einen kleinen, prall gefüllten Lederbeutel aus dem Inneren seines Mantels und entleerte ihn auf dem Tisch.

„Fünfzehn Goldtaler. Ihr könnt es nachzählen, wenn Ihr wollt.“

Meine Augen weiteten sich. *Fünfzehn Goldtaler?! Was für ein Vermögen! Ein Taler entsprach einer Summe von eintausend Groschen! Eintausend Groschen ...* Das war genug für ein anständiges Haus oder ein Schlachtross der edelsten Züchtung. Mir wurde schwindlig bei dem Gedanken, welcherlei Dinge man für die fünfzehnfache Summe erstehen können musste. Aber dennoch verzog Qalian keine Miene beim Anblick des im lauen Licht schimmernden Goldes. Waren es Qalians mysteriöse „Brüder und Schwestern“, deren Schatzkammern der Reichtum vor meinen Augen entstammte? Sie mussten es sein. Ich wandte mich mit einem unguuten Gefühl von dem Anblick der Münzen ab und sah unseren Gastgeber an. Dieser bedachte die Münzen mit einem zufriedenen Blick.

„Das wird nicht notwendig sein.“ Er machte eine winkende Geste mit seiner Hand, und ein schlaksiger Junge in einem roten Gewand trat zwischen zwei Vorhängen hervor, sein Kopf in einer Geste der Demut gesenkt. Als er unseren Tisch erreicht hatte, deutete Konthis lediglich auf die Münzen. Der Junge sammelte sie flink und geräuschlos ein und trug sie davon. Erst als der Knabe zurück hinter den beiden Vorhängen verschwunden war, nahm Konthis den Gesprächsfaden wieder auf.

„Wohlan denn. Dann genießt es.“

Qalian lächelte und blies eine Wolke Pfeifenqualm aus. „Danke.“

Ohne ein weiteres Wort richtete sich Konthis auf und verschwand. Es dauerte nur fünf Minuten, da öffneten sich die Vorhänge wieder und der schlanke Junge signalisierte uns, ihm zu folgen.

Qalian nickte nur kurz und nahm einen letzten Zug aus der Pfeife. Ich stellte beunruhigt fest, dass er beinahe zwei ganze Töpfe Friedenskraut geraucht hatte; eine Menge, die ausreichend war, um einen übermütigen, unerfahrenen Junggesellen für mehrere Stunden in einen komatösen Schlummer zu versetzen. Qalian jedoch wirkte keinen Deut müde. Nein ... Seine Augen hatten zwar jenen für Friedenskrautkonsum charakteristischen milchigen Schimmer, und aus jeder seiner Bewegungen sprach Gelassenheit, aber ich erkannte in seinem Blick darüber hinaus das seltsame, einschüchternde Glimmen, das er an jenem Abend für einen kurzen Augenblick gehabt hatte, als er mir von dem „Nektar der Sünden“ erzählt hatte.

Wir richteten uns auf und durchschritten den Raum in Richtung des Jungens. Selbst als wir direkt vor ihm standen, hob er seinen Kopf nicht, sondern sah weiterhin auf den Boden. Er drehte sich um, und wir folgten ihm in den langen Korridor, der sich hinter den beiden Vorhängen offenbarte. Ähnlich wie in dem Gang, der vom Eingangsbereich in den Salon geführt hatte, waren auch hier zellentraktartig schwere Stahltüren in Abständen von guten acht Armweit eingelassen, über deren Türbogen auf einer sündhaft teuer aussehenden, goldenen Plakette eine Nummer stand. Wir hielten bei der Nummer XVI an. Kommentarlos löste der Junge einen schweren Schlüssel von einem großen Bund und drückte ihn Qalian in die Hand. Dann verbeugte er sich kurz, wandte sich ab und ging. Qalian ließ den Schlüssel kurz auf taschenspielerische Art und Weise um seine Finger

tanzen und führte ihn dann in das Schloss der Tür ein.

Sie öffnete sich geräuschlos.

Das Zimmer war geräumig und luxuriös eingerichtet. Von einem Kronleuchter kam flackerndes Kerzenlicht, das von einem roten Papierschirm gefärbt wurde. Ein pompöses Himmelbett stand in der Mitte, und die Luft roch stark nach Rosen und Lavendel. Noch bevor ich jedoch die zwei gefesselten Mädchen sah, fuhr mir ein kalter Schauer die Wirbelsäule hinab, als ich den Raum hinter Qalian betrat und die schwere Tür ins Schloss fiel. Und noch bevor Qalian mir erklären sollte, welche Dienstleistungen genau dieser Ort erbrachte, fügten sich die Einzelteile des zersprungenen Mosaiks zu einem erschreckend klaren und schaurigen Ganzen zusammen. Mit überforderter Miene sprang mein Blick zwischen den verschiedenen, unmissverständlichen Elementen des Raums XVI hin und her. Die leeren, zweifelsohne von Rauschgift benebelten Augen der auf dem Bett liegenden, gefesselten Mädchen, splitternackt. Das auf einem kleinen Tisch bereitliegende Schälchen mit kantigen Kernen, die ich binnen einer Sekunde als jene der Stechpalmenbeere identifizierte und um deren aphrodisierende Wirkung selbst die Bäckerfrau aus Alt-Hinter-Aranath wusste. Und schließlich die an den Wänden hängenden Utensilien.

„Gefällt es dir?“, fragte Qalian, der sich auf einem ausladenden Arrangement von burgunderfarbenen Sitzkissen niedergelassen hatte. Er befand sich kaum einen Armweit von den beiden gefesselten, auf dem Bett liegenden Mädchen entfernt und bedachte sie dennoch mit keinem Blick. In seinen Mundwinkeln tanzte noch immer das Lächeln, das er niemals abzulegen schien. **Wir werden etwas Spaß haben.**

*Monster*, dachte ich, fassungslos. Ohne ein weiteres Wort griff ich Qalian an. Mit einem lauten Schrei sprang ich nach vorne, warf mich auf ihn und begann ihn zu würgen. Qalian hatte scheinbar nicht damit gerechnet, und für einen Augenblick schien es, als hätte ich die Oberhand. Dann jedoch begann er, trotz meines Würgegriffs zu lachen – oder versuchte es. Das Ergebnis war ein ersticktes Röcheln. Voller Zorn verstärkte ich den Druck meiner Hände, während mein Gesicht zu einer hasserfüllten Fratze wurde. Dies hinderte Qalian jedoch nicht daran, weiterzulachen. Ja, seine Augen glommen nur förmlich vor Erheiterung und Freude, und wäre nicht ich es gewesen, der den Hals des Mannes unter mir mit voller Kraft zu zerquetschen versuchte, hätte ich die Szene vermutlich für einen fingierten Schaukampf gehalten. Er macht keine Anstalten, sich aus meiner Umklammerung zu befreien. *Mistkerl, elender! Du verdammtes Stück Dreck!* Ich drückte fester zu. Fester. Ich fühlte, wie sich die Bartstoppeln Qalians in meine Handflächen bohrten, wie ich das warme Fleisch unter meinen Fingerkuppen eindrückte. Aber nichts geschah. Qalian lachte nur weiter, und erst als sechzig Sekunden verstrichen waren, wurde mir klar, dass jeder normale Mensch bereits das Bewusstsein hätte verlieren müssen. Aber es passierte einfach nicht. Nichts passierte! Irgendwann spürte ich, wie Qalians Gelächter erstickte, aber nicht etwa, weil ich ihn getötet hatte. Nein, in sein Gesicht – das nicht einmal rot angelaufen war! – kehrte wieder jener Ausdruck seliger Gelassenheit zurück, mit dem er den Raum betreten hatte. Mit einem Mal kam ich mir hilflos vor, hilflos und lächerlich. Zwar hatte ich Qalian nie Kämpfen gesehen, aber schon vom Tag unserer Begegnung an hatte ich die Aura der Macht gespürt, die ihn umgab wie ein Hitzeschleier ein offenes Feuer. Er war gefährlich. Ich bekam es mit der Angst zu

tun. *Er könnte mich töten*, schoss es mir durch den Kopf, einmal, zweimal, dann immer wieder, gleich einem Trommelwirbel düsterer Paukenschläge. *Er könnte mich töten!*

„Werde ich aber nicht“, sagte Qalian. Seine Lippen bewegten sich keinen Fingerbreit.

Dann legte er seine rechte Hand auf meine Brust, und nur eine Sekunde später flog ich wie von der Wucht einer Kanonenkugel getroffen nach hinten davon, landete mit einem heftigen Aufprall auf dem Steinboden und verlor das Bewusstsein.

## Kapitel 7: All die toten Seelen

Ich weiß nicht, wie lange ich der Welt der Lebenden entflohen war; aber der Tatsache nach zu urteilen, dass sich an Qalians Hals immer noch die Abdrücke meiner Fingerkuppen befanden, konnte es sich nur um wenige Minuten handeln. Das Erste, was ich dachte, als ich ihn über mir knien sah, war, dass es nun mit meinem kümmerlichen Leben vorbei war. Das Zweite: dass Qalian –der mittels welcher unheiliger Magie auch immer nach einer Minute heftigen Gewürgt- werdens noch genügend Luft gehabt hatte, um zu lachen – mich bereits tausend Tode hätte sterben lassen können. Aber er hatte es nicht getan. Stattdessen kniete er vor mir und streckte mir seine Rechte entgegen. Ohne zu überlegen ergriff ich sie und ließ mich von ihm hochziehen. Dann fiel mir eine Veränderung im Raum auf: Die Fesseln der beiden Mädchen waren gelöst. Stattdessen lagen sie nun Seite an Seite unter einer schweren Wolledecke. Eines der beiden hatte seine Augen geschlossen; die des anderen waren weit geöffnet und starrten mit demselben, toten Blick auf die Wand, mit dem sie Qalian und mich bei unserem Eintreten gemustert hatten.

„Feuerpalmenextrakt“, sagte Qalian. „Ein Tröpfchen davon bringt selbst einen tollwütigen Vierhauer zum Schlafen.“ Für einen kurzen Moment stahl sich ein Hauch von Trauer – oder war es Wut? – in seinen Blick. „Sie wollen nicht, dass sich die Ware irgendwie zur Wehr setzen kann.“

„Die Ware?“, erwiderte ich nach einer langen Pause, mehr Feststellung als Frage. Plötzlich kam ich mir unsäglich dumm vor.

„Ja.“

Ich schluckte. „Qalian, ich ...“ – ich machte eine müde, allumfassende Geste mit meiner Rechten – „ich verstehe nicht.“ Ich klang gebrochen und erschöpft. „Nicht im Geringsten.“

Qalian schmunzelte.

Dann setzte er sich auf die Bettkante und begann, mir alles zu erklären.

~

Dreißig Minuten später, die mir wie eine Ewigkeit erschienen, läutete Qalian die Zimmerglocke. Die Mädchen schliefen nach wie vor in dem breiten Bett, starr und regungslos.

Qalian hatte mir zuvor einen edel aussehenden Dolch in die Hand gedrückt, der weitaus besser gearbeitet war und sich sehr viel leichter handhaben ließ als meine eigene alte, eiserne Klinge. Auf meinen verunsicherten Blick hin hatte er mir nur rückversichernd zugewinkt, wie ein Gauklervater seinem Sohn, dem der erste Auftritt bevorsteht.

Nun standen wir beide vor der Tür, schweigend. Seine Augen glühten, wie an jenem Abend, als er mir das erste Mal von dem Feuer erzählt hatte. Aber anders als damals hatte sich noch etwas anderes in seinen Blick geschlichen: Vorfreude.

Schritte näherten sich der Tür, und ich bemerkte, wie Qalian leicht in die Knie ging. Seine Faust umklammerte den Griff des Dolches, den er unter seinem Gewand verborgen hatte. Es klopfte. Qalian läutete erneut, wie mit Konthis vereinbart. Die Tür öffnete sich langsam. *Kein Mensch betritt die Welt als gut oder als böse, anders als der Pfad es dir weismachen will, Jaél. – Am Tag unserer Geburt*

sind unsere Seelen nichts als unbeschriebene Blätter, und wir allein entscheiden, mit was sie beschrieben werden. Dann lugte ein Kopf durch den offenen Türspalt. Es handelte sich um einen bärtigen Mann mit knolliger Nase und großen Augen. Seine Augen weiteten sich, als Qalian auf ihn zustürmte. Zielsicher und mühelos trieb er seinen Dolch bis zum Schaft in den Hals des Mannes. Augenblicklich brach er zusammen, und das Geräusch, das entstand, als er plump zu Boden sackte, erinnerte mich an jenes, das zu hören gewesen war, wenn mein Vater einen Haufen frisch entfleischter Felle auf den Holzboden hatte fallen lassen. Der Mann stieß ein protestierendes Röcheln aus. Qalian hingegen war in jenem Augenblick wie eingefroren. Sein linkes Auge zuckte unkontrolliert nach rechts, sein rechtes nach links, und seine Mundwinkel wild nach unten und oben. Ich erinnerte mich an meine erste Tötung, an die Bilder, an die Ekstase.

*Der Nektar ihrer Sünden.* Dann löste er sich aus seiner Starre, wischte sich einen Blutspritzer von seiner Wange und grinste mich an. Ich hatte mich währenddessen keinen Fingerbreit bewegt. ...

*Wir beschreiben sie?*

Eine dunkelrote Lache entfaltete sich langsam und gemächlich unter dem Rücken des Toten wie eine ihre Blüte öffnende Rose. Qalian wandte sich ab und entschwand durch die Tür. Einen Moment haderte ich, dann folgte ich ihm. *Bildlich gesprochen, ja. Einzig und allein wir entscheiden, welchen Weg wir in unserem Leben einschlagen: den der Sünde oder den des Guten. Und es ist nicht leicht, letzteren zu gehen, Jaél. Denn die Versuchung, schwach zu sein, lauert hinter jeder Ecke. Sie trägt die Gewänder der Gier, des Zorns und der Willensschwäche. Wir nennen sie die "Dämonen".* Qalian legte seine Hand auf die Stahltür des gegenüberliegenden Raumes und hielt inne. *Jedes Mal, wenn wir uns ihnen hingeben, begeben wir uns weiter und weiter auf den Pfad der Sünde.* Seine Lippen bewegten sich und murmelten etwas, was ich nicht verstand. *Die ersten Male können wir ihnen noch entkommen, aber je öfter wir sündigen, desto schlimmer wird es. Und irgendwann –* Die Stahltür begann zu glühen, Qualm stieg aus ihr empor, aber Qalian zog seine Hand nicht zurück. *– gehören wir ihnen.* Der ganze Gang begann sich mit einer drückenden Hitze und dem Geruch schmelzenden Eisens zu füllen. *Diese Dämonen sind es, die Tyrannen zu Tyrannen, Sklaventreiber zu Sklaventreibern und Assassinen zu Assassinen machen. Sie sind überall, und sie tragen verschiedene Namen.* Dann bog sie sich in der Mitte wie ein nasses, aufrecht gehaltenes Papier. Qalian nahm seine Hand von der Tür, auf deren Plakette die Zahl XIII stand, trat sie mit einem Stoß seines Stiefels auf und ging hindurch. *Jene, die sich ihnen voll und ganz hingeeben haben, nennen wir die "Verdorbenen". Denn das ist es, was sie sind.*

Auf der Kante des großen Bettes saß ein Mann mit aristokratischem, hagerem Gesicht. Ich erkannte ihn; er hatte mit uns in der Loge gewartet. Vor ihm kniete ein junger Knabe, dessen Alter ich nicht zu schätzen wagte. Ich will Euch an dieser Stelle die Einzelheiten der Grausamkeit, derer ich Zeuge sein musste, ersparen. Ohnehin war ich viel zu überfordert von der Situation, als dass ich auch nur ansatzweise verarbeiten konnte, was sich da vor mir abspielte. Gesagt sei nur, dass ich beim Anblick des Mannes – dessen Mund vor Erschrecken weit aufgerissen war – begann, ein warmes Kribbeln in meinem Bauch zu fühlen. Ich spürte, wie sich mein Herzschlag, mein Puls, beschleunigte, und sich das Blut in meinen Venen erwärmte. *Sie sind es, welche die Übel unserer Welt verantworten. Sie, welche zu schwach waren, um der Versuchung – den Dämonen – zu widerstehen. Deswegen gibt es Leid, deswegen gibt es Krieg, und deswegen gibt es Tod. Und wir, Jaël, wir sind besonders. Denn wir wurden mit einer Bestimmung geboren, und in unseren Adern –* Ohne eine Sekunde zu zögern ging Qalian auf das Bett zu, schob den Jungen mit seinem Stiefel beiseite und schlug dem Mann den Dolch schräg in den Hals. – *fließt das Feuer.* Eine Fontäne aus Blut schoss empor, und diesmal ging der Tod des Mannes nicht geräuschlos von statten.

Er stieß einen markerschütternden Schrei aus und fasste sich mit beiden Händen an die klaffende Wunde. Einige Sekunden lang begutachtete Qalian die Szene lächelnd. Dann packte er den Sterbenden am Hals und hob ihn mit einer Kraft, die ich ihm aller Athletik zum Trotz nie zugetraut hätte, in die Luft. *Das Feuer.* Die röchelnden Schreie des Mannes schwoilen an. Ich sah durch Qalians Gewand, wie sich seine Oberarme anspannten. Dann drückte er zu. Sturzbachartig floss das Blut an Qalians Ärmel hinab, und ich spürte, wie sich ein Hitzeschleier um ihn herum ausbreitete. Ja. Wir wissen nicht, warum ausgerechnet wir erwählt wurden, oder woher die Kraft stammt, die uns leitet. Aber wir wissen eines: Wir sind hier, um die Welt zu schützen. Und zu bereinigen. Gegen jede Logik ergriff mich eine euphorische Freude, als ich den Mann sterben sah. Mein Magen kribbelte, meine Knie wurden weich. *Wir richten ihn,* schoss es mir durch den Kopf.

*Wir richten ihn für seine Sünden!*

Meine Finger krampften sich um den Dolch, und mein Atem war schnell und keuchend. Jeder Muskel meines Körpers war in Bereitschaft. Die Schreie des Mannes waren immer kraftloser, keuchender geworden, und Qalians Gewand war nun vollkommen blutgetränkt. Für einen Augenblick überkam mich ein Anflug von Übelkeit, und ich spürte, wie mir die Galle in den Mund stieg. *Das ist Wahnsinn! Das ist Mord!*, schrie eine Stimme in mir, laut, klar und hell, mein altes Ich. Aber gleichzeitig war sie erbärmlich und schwach, und sie lag falsch. *Also ... ist es unsere Aufgabe, all die, die sich den Dämonen hingeeben haben, zu ... töten?*

Denn jeder, der die Dienste dieses Ortes in Anspruch nahm, verdiente es zu sterben. Er oder sie tat es auf Kosten unschuldiger, junger Seelen, die das Pech hatten, zu arm, zu bedeutungslos oder einfach nur zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen zu sein. Die Betreiber dieses Bordells hatten sie entführt, unter Drogen gesetzt und baten sie nun denen an, die skrupellos und reich genug waren, um ihre Bedürfnisse

über jegliche Ethik und Moral zu stellen. *Sie waren Sünder. Ergriffen von Dämonen.* Ich hörte alarmiertes Geschrei aus dem Gang, dann Schritte. *Sie kommen ... und sie wollen uns aufhalten.* Der Gedanke kam mit einer fast gleichgültigen Gelassenheit. Ich spürte – wusste –, dass sie nicht den Hauch einer Chance haben würden. Zeitgleich mit dem Erscheinen der ersten Gestalt im Türrahmen ließ Qalian den Hals des Mannes los. Er schrie nun nicht mehr und sackte geräuschlos zu Boden. *Nicht alle ... dazu sind es zu viele. Aber die, deren Tod das Feuer befiehlt.* Langsam und beinahe beiläufig drehte sich Qalian zu mir um – und hatte ich vor wenigen Augenblicken noch Menschlichkeit in seinem Gesicht gesehen, so war diese nun vollends verschwunden. *Und einzig und allein das ist der Grund für unsere Existenz, Jaél. Wir sind die, die zwischen der Menschheit und ihrer vollkommenen Verderbnis stehen. Die Verderbnis, die einzig und allein daraus resultiert, dass der Mensch schwach ist.* Sein Gesicht war blutgetränkt. Rote Tropfen rollten seine Wangen entlang, von denen sich manche in seinem Barthaar verfangen und andere von seinem Kiefer hinabperlten wie Morgentau von den Blättern roter Malphasblumen. Das Glühen in seinen pechschwarzen Augen war nun selbst von dem frommsten, priesterlichsten Teil meines Verstandes nicht mehr zu leugnen. Das Bild jedoch, welches ich bis zum heutigen Tage noch lebhaft vor meinen Augen habe, zeichnet sich allem voran durch ein Element in der Erscheinung des Mannes aus, das dem Verstand eines verrückt gewordenen Gottes hätte entsprungen sein können: sein Grinsen. *Und genau deshalb sind wir heute hier, Jaél. Die Menschen an diesem Ort haben sich allesamt der Sünde hingegeben. Sie sind verdorben. Und nur ihr Tod wird ihre Seelen noch –* Nun werdet Ihr mit Sicherheit das vom Wahnsinn zerfressene Gesicht des bösen Magiers aus den Theaterstücken vor Augen haben; aber damit liegt ihr falsch. Denn wäre das Blut, der Leichnam und der zitternde Knabe nicht gewesen, dann hätte es das Lächeln eines Jungen gewesen sein können, der sich soeben auf ehrliche Art und Weise einen Groschen verdient hatte. Es war keinerlei Schuldbewusstsein in seinem Gesicht, keine Blutgier; nur Wonne. Ja ... Er sah mich an, als wäre dies, was er eben getan hatte, das Natürlichste auf der Welt. *Und das zu Recht,* schoss es mir bei seinem Anblick durch den Kopf. *Denn was wir getan haben – tun – ist das einzig Richtige.* Jeder Winkel dieses Ortes war verdorben, genau wie die Menschen, die seine Dienste in Anspruch nahmen. Und deshalb waren wir hier

– um ihre Seelen zu läutern.

Ein gellender Schrei weckte mich aus meiner Trance. Ich hörte, wie ein Schwert aus seiner Scheide gezogen wurde, und als ich mich umdrehte, sah ich, wie derjenige, der es führte, auf mich zustürmte.

Erstaunt stellte ich fest, dass ich mich keinen Deut nervös oder überfordert fühlte. Nein, es war fast, als stünde die Zeit still. Jede Bewegung des Mannes, jedes Zucken seiner Muskeln, das Auf und Ab seines Brustkorbs mit jedem seiner Atemzüge erschien mir in nie dagewesener Präzision und Klarheit. Ich beobachtete, wie sich der Griff meiner Hand, die den Dolch umfasste, in beinahe stoischer Gelassenheit

festigte. Das Feuer schwoll an, und die Hitze in mir nahm zu. Dann vollzogen meine Beine eine Bewegung, von der ich nicht wusste, dass ich fähig war, sie auszuführen. Meine Oberschenkelmuskulatur spannte sich an; ich ging leicht in die Knie. Noch im selben Moment spürte ich einen Impetus, der meinen ganzen Körper durchfuhr, und sprang raubkatzenartig nach vorne. Die Muskulatur meiner rechten Schulter spannte sich an, meine Hüfte vollzog einen leichten Rechtsschwenk nach vorne, wodurch mein angespannter, gestreckter rechter Arm mit dem Dolch an der Spitze nach vorne schnellte wie der Bolzen einer pyräischen Balliste. Tief trieb sich mein Dolch in das Herz des Mannes. Ich säubere ihn, schoss es mir durch den Kopf. Ein Kribbeln explodierte in meinem Bauch, in meinen Lenden. Die Welt hörte auf sich zu drehen. Ich spürte, wie mein Geist sich erhob, *weit, weit weg aus meinem Körper in die Schwärze, in das Licht, ich bin frei, ich sehe ihn, ich sehe sie, seine Taten, seine Sünden, immer heller, ich sehe sie, ich -*

~

– bin eins mit seinem Verstand.

Der Mann, den ich töte, steht vor mir, als Knabe. Wir sind in einer dunklen Gasse, ich höre Schreie. Der Junge tritt auf ein anderes Kind ein, immer wieder, immer wieder, bis dessen Gesicht zu einem Klumpen entstellt ist. Der Körper zuckt nicht mehr. Die erschlaffte Hand umklammert einen Laib Brot. *Seine erste Sünde.*

Ein Blitz durchfährt meinen Verstand, und ich finde mich in einer anderen Erinnerung wieder. Diesmal ist er ein junger Mann, das Gesicht spärlich bebart, aber bereits vernarbt. Er spricht mit einer zweiten Gestalt, sie nickt zustimmend. Die rechte Hand des Besessenen greift nach einem Messer und rammt es seinem Gegenüber tief ins Herz. Noch bevor er zu Boden geht, schnellt seine Linke vor und trennt den Groschenbeutel vom Gürtel seines Opfers. Er rennt davon. *Die Dämonen sind in ihm, begreife ich mit einer luziden Klarheit. Er hat sie hineingelassen.*

Dann: ein weiterer Blitz.

Vor mir steht der Besessene als Erwachsener. Ich sehe ihm direkt ins Gesicht, aber er sieht mich nicht. Ich muss mich nicht anstrengen, um die Dämonen zu erkennen, sich hinter der Leere seiner Augen versteckend. Sie lachen hämisch, denn sie wissen um ihren Triumph. *Er gehört ihnen, begreife ich. Er ist verloren.* Der Mann geht in die Knie, er spricht mit einem jungen Straßenmädchen. In seiner Rechten befindet sich ein Groschen, und er dreht und wendet ihn vor ihren Augen wie ein Taschenspieler auf dem Jahrmarkt. Ich will ihr helfen, ihr sagen, sie soll rennen, aber ich kann nicht. Das Mädchen willigt ein und folgt ihm. Er schlägt es nieder und schleppt es in einen dunklen Keller. Ich erkenne das Gebäude. Meine Sicht verschwimmt, und ich spüre, wie die Bindung verblasst. Ein Blitz.

Dann: Finsternis.

Ich sehe mein weltliches Ich, nah am Körper dessen, den ich getötet habe. Für einen Augenblick ist die Stille des Moments perfekt. Nichts bewegt sich. Kein Geräusch, kein Gedanke. Ich betrachte das schmerzverzerrte Gesicht des Besessenen, und ein Hauch der Melancholie streift meine Gedanken. *Er ist Sklave seiner Sünden. Er*

*weiß nicht, was er tut, denke ich.*

*Aber er hatte die Wahl.* Er hätte sich für den Weg der Rechtschaffenheit entscheiden können, aber er hat sich für die Sünde entschieden, für die *Dämonen*.

Und sie haben ihn verschlungen. Mein Blick fällt auf meinen Dolch, der tief in seinem Körper steckt. Eine Blutfontäne spritzt hervor, aber sie steht still in der Luft, scharlachrotes, unbewegtes Eis. Es gab keine Hoffnung mehr für ihn, realisiere ich.

*Ich habe ihn gerettet.*

Dann, mit einem lauten Knall, bin ich wieder eins mit meinem physischen Körper. Das Feuer ergreift mich wie ein Sturm ein kleines Boot auf offener See. Es füllt meine Adern mit Ekstase, mit flüssigem Feuer, und ich brenne wie die Sonne. Ein verrücktes Auflachen entweicht meiner Kehle, mein Mund klappt manisch auf und zu, ich zucke, gleich dem Werk eines verrückten Puppenspielers. *Ich koste seine Sünden!*, begreife ich, und der Gedanke verstärkt meine aberwitzige Erregung um ein Vielfaches.

Dann, so schnell, wie er gekommen ist, ebbt der Rausch wieder ab. Obgleich stark, war diese Tötung nicht halb so intensiv wie meine Erste. Der Grund dafür ist mir klar: Waren die Sünden des Hünen aus dem Roten Ochsen ein reißender Fluss, so waren die des Wachpostens kaum mehr als ein Rinnsal. Ich blinzele, um den Rotschimmer, der sich über meine Augen gelegt hat, wieder ein wenig zu klären. Nun sehe ich dem Mann vor mir ins Gesicht. Sein Kopf liegt auf meiner Schulter, und ich habe ihm die linke Hand um den Rücken gelegt, wie ein Freund, der seinem Kumpanen Trost spendet. Er sieht mich flehend an und röchelt. Dann weicht das letzte bisschen Lebenskraft aus seinem Körper. Er seufzt müde und fällt zu Boden.

~

Erst als sich die rubinrote Blutlache zu meinen Füßen ergoss, erwachte ich aus meiner Trance. Seltsam berührt blickte ich von dem Dolch in meinen Händen zu dem toten Körper und wieder zurück. Von dem Kribbeln in meinem Unterleib war nun nur noch ein schwacher Hauch zu spüren. Alles – der Ansturm des Wachmannes, mein gezielter Stich und der Rausch – war in Bruchteilen von Sekunden geschehen. Ich sah zu Qalian, der immer noch neben dem Körper des toten Mannes stand. Er schenkte mir ein zufriedenes Nicken und wischte seinen Dolch an dem Laken des Bettes ab. Dann ging er auf den apathischen Jungen zu, der sich an der Wand zusammengekauert hatte. Obgleich seine Augen weit aufgerissen waren, sah ich in ihnen dieselbe Leere wie in dem Blick der beiden Mädchen, die Qalian für uns „bestellt“ hatte. Mein Kumpan ging vor dem Jungen in die Knie, legte ihm seine blutige Hand auf die Schulter und flüsterte ihm etwas zu. Der Junge sah ihn verständnislos an, woraufhin Qalian seine Worte wiederholte, diesmal lauter. Dann nickte der Knabe schwach und krabbelte unter das Bett.

„Du schlägst dich gut“, sagte Qalian schließlich.

Ich wollte etwas erwidern, aber scheiterte. Zu stark war der Nachgeschmack des Rausches. Erst jetzt bemerkte ich, dass meine Knie und meine Hände zitterten.

Meinen *Bruder* schien das zu amüsieren. Er schüttelte nachsichtig den Kopf, richtete sich auf und lugte auf den Gang hinaus.

„Die nächsten Wachen werden im Dutzend kommen“, sagte er ohne eine Spur von Beunruhigung. Wären wir Räuber, Mörder oder Briganten gewesen, die aus niederen Motiven eine Gaststätte überfallen hatten, wäre auf diese Aussage nun ein Kommentar oder eine Anweisung wie "Mach dich bereit" oder "Wir müssen geschlossen kämpfen" gefolgt. Aber nichts dergleichen folgte, denn die Stille, die uns beide umhüllte wie ein Hitzeschleier seine Flammen, sagte alles, was gesagt werden musste. Ja: Das Feuer lenkte mich, und mit ihm in mir würde ich all die toten Seelen retten, die diesen Ort bevölkerten, egal ob Besucher oder Betreiber. Konthis, Yaléna, die Frau in der Loge. – Sie alle hatten sich den Dämonen hingegeben, ob ihr ganzes Leben schon oder nur einmal zu oft spielte dabei keine Rolle.

Ich nickte Qalian zu. Die Worte, die mir aus seinen Augen entgegenloderten, waren unmissverständlich.

*Tu deine Pflicht.*

~

Nur noch bruchstückhaft erinnere ich mich an das, was in den nächsten Minuten – oder waren es Stunden? – folgte. Wie viele Menschen hatten wir getötet? Zwei Dutzend? Drei? Ich weiß es nicht mehr. Die meisten meiner Erinnerungen beschränken sich auf den Rausch. Wie in den alten Fabeln der Aschevölker waren die Feinde unter meinen Hieben gefallen. Ihren kümmerlichen Verteidigungsversuchen war ich mühelos ausgewichen, und noch bevor ich es selbst begreifen konnte, hatte ich meine Klinge bereits in ihrem Fleisch versenkt und mich an ihren Sünden gelabt. Ich erinnere mich daran, inmitten der Schlacht in einen Spiegel geblickt zu haben. Mein Gesicht war blutüberströmt gewesen, mein Gewand rot wie der qyranische Sonnenaufgang, und in meinen Augen hatte jener Ausdruck der Manie gebrannt, wie man ihn nur aus schlechten Märchen zu kennen glaubte. Keinen Deut verwundert es mich mehr, dass manche der angeheuerten Wachen bei meinem und Qalians Anblick versuchten, die Flucht zu ergreifen. Jedoch vergebens: Keiner der Verdorbenen hatte das Bordell lebend verlassen.

An eine Tötung erinnere ich mich jedoch besonders gut: Als wir im zweiten Stockwerk angelangt waren, hatten wir einen grauhaarigen Mann bei dem Versuch, eine Balkontür zu entriegeln, entdeckt. Als er uns bemerkte, warf er sich auf die Knie und flehte um Gnade. Qalian packte den Mann als Antwort am Kragen und zerrte ihn in einen anliegenden Raum. Auf dem Bett lag eine Halb-Aeterna von geschätzten 16 Wintern. Sie war splitternackt und mit ihren Extremitäten an die Pfosten des Betts gefesselt worden, die Ketten so fest angelegt, dass sich an ihren Hand- und Fußgelenken blutige, blaue Schwielen gebildet hatten. Das Mädchen, so bemerkte ich mit erstaunlicher Nüchternheit, musste einst sehr hübsch gewesen sein; ihr Haar war ein Meer brauner, kraftvoller Locken, und ihr Gesicht von einer feinen, zerbrechlichen Schönheit, wie sie nur denen mit aeternischem Blut in den Adern zu eigen sein kann. Aber man hatte sie entstellt. Tiefe Wunden zogen sich über ihren Rücken wie Erdfurchen auf einem frisch gepflügten Kornfeld, und zahlreiche Ergüsse prangten auf ihren Oberschenkeln und Armen, dunkelblaue Blutrosen unter ihrer blassen Haut. Alle Verletzungen waren noch frisch gewesen, was nichts Geringeres bedeutete als dass all die Entstellungen an jenem Morgen geschehen sein mussten. Qalian packte den Mann am Hals und zwang ihn,

hinzusehen. Dazu flüsterte er ihm Worte ins Ohr. Der Greis brach daraufhin in einen Tränenschwall aus und flehte um Gnade, erzählte uns von seiner Familie, von dem Pfad und dem rechten Weg. Ich musste lachen. Ein jeder bereut seine Taten im Angesicht des Todes, so viel war mir schon nach der dritten Tötung klar geworden. Aber selbst wenn wir ihnen hätten vergeben wollen, hätten wir es nicht gekonnt; Wer einmal gesündigt hat, der würde wieder sündigen, dafür sorgten die Dämonen. Genau dies sagte Qalian dem Mann; aber er blieb uneinsichtig und starr, beteuerte, dass er Sühne tun würde. Ich war es schließlich, der das Trauerspiel beendete. Anders bei als meinen bisherigen Tötungen, die allesamt mit dem Dolch vollzogen worden waren, griff ich instinktiv nach der neunschwänzigen Katze, mit welcher der alte Mann seine Sklavin gefoltert hatte. Er zappelte und zuckte, aber Qalian hielt ihn fest, bis ich ihn mit der Peitsche erdrosselt hatte. Der Geschmack seiner Sünden war fahl. Korruption. Betrug. Er war ein schlechter Mann gewesen, ein schlechter Vater, und der Folterakt, den er sich an diesem Ort für teures Gold gekauft hatte, war der einzige seiner Art gewesen. Als er schließlich vor mir zusammengeklappte, fiel ein schön bestickter Lederbeutel aus seinem Gewand und verteilte seinen Inhalt vor meinen blutverschmierten Stiefeln. Ich hatte mich bereits abgewandt, als mein Augenmerk auf einen schimmernden, golden leuchtenden Gegenstand fiel. Es war eine Brosche mit der feinen Gravur eines Bärenkopfes. Ein Familienwappen. Verunsichert zeigte ich Qalian meinen Fund: Wir hatten einen Adligen getötet. Würde das kein übles Nachspiel für uns haben? Seine Antwort war die, die er mir oft gab, gleich meiner Frage: ein Schmunzeln.

Yaléna, die kaltäugige Schönheit, hatte sich am besten zu wehren gewusst. Im Gegensatz zu den meisten anderen, die ihr Heil in der Flucht suchten, hatte sie uns in der Loge aufgelauert. Der Kampf zwischen Qalian und ihr dauerte eine gute Minute, aber aufgrund der Mühelosigkeit, mit der mein Kumpane ihre Hiebe parierte, vermutete ich, dass er den Kampf ausschließlich der Heiterkeit wegen geschehen ließ. Als sich die wendige Frau für den Bruchteil einer Sekunde eine Blöße gab, hatte Qalian ihr bereits den Dolch tief in den Unterleib gerammt. Sie brach röchelnd zusammen, vergeblich versuchend, mit ihren langen, feingliedrigen Fingern das dunkle Blut am Austreten zu hindern. Anschließend öffnete sie den Mund, allem Anschein nach, um etwas zu sagen. – Die Chance dazu sollte sie aber nie erhalten, da Qalian ihr mit einem gezielten, wuchtigen Hieb den Kopf vom Rumpf trennte. Einen kurzen Augenblick lang schielte er, sein Gesicht geflutet von Wonne, und die Hitze in dem Raum stieg selbst für mich um ein unangenehmes Maß an. Keine fünf Minuten später stieß auch Konthis seinen letzten Schrei aus. Auch er hatte um Gnade gefleht, Besserung gelobt, uns Gold und Frauen versprochen.

Einen Augenblick später waren wir in die Schatten der Unterstadt entschwunden.

## Kapitel 8: Masken

Drei Monate verstrichen, bis Qalian mich für würdig erachtete, das Aufnahme­ritual abzulegen, welches mich zu einem vollwertigen Bruder der Schwarzen Waage machte. Er fragte mich nie, ob ich diesen Weg tatsächlich beschreiten wollte, jetzt, wo ich um seine wahre Natur wusste. Die Tatsache, dass ich blieb, war Antwort genug. Was hätte ich auch sonst tun sollen?

Ich war vor einer ungreifbaren Angst aus meinem alten Leben geflohen, um herauszufinden, woher genau diese kam. Und so skurril es euch auch erscheinen musste – ich hatte das Gefühl, mit Qalian und dem Feuer den rechten Weg gefunden zu haben. *Wir werden als Diener der Waage geboren,* hatte er mir eines Abends gesagt. *Aber es ist an uns, unsere Bestimmung zu erkennen.* Er selbst hatte als Sohn eines Adligen das Licht der Welt erblickt, wie er mir anvertraut hatte. Und obwohl ihm – anders als mir – nicht die Erinnerungen an die ersten Jahre seines Lebens fehlte, hatte er ebenfalls schon immer ein schwammiges Gefühl, eine Gewissheit, gehabt, dass er zu Anderem bestimmt sei. Auch in seinem Geist war etwas versteckt, das er nicht zu deuten wusste, und auch er hatte die flüchtigen Augenblicke gekannt, in denen dieses Etwas für nur den Hauch einer Sekunde die Schwelle zum Bewusstsein übertreten hatte. Sein Schlüsselerlebnis war seine erste Läuterung gewesen: Eine als Maid verkleidete Assassinin war in seine Gemächer eingedrungen. Es hätte der Racheakt einer verfeindeten Familie werden sollen, aber Qalian hatte die List durchschaut und die gedungene Mörderin überwältigt. Für ihn war der Nektar ihrer Sünden das Übertreten der ersten Schwelle gewesen.

Welche Hürden er von diesem Moment an noch hatte überwinden müssen, hatte er mir nicht anvertrauen wollte. Ich wusste nur, dass eine unmittelbar vor mir lag. Die Ungewissheit während der Zeit des Wartens störte mich nicht. Ich lernte viel, und zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich das Gefühl, besonders zu sein. Wie einfältig mir doch die Menschen auf den Straßen erschienen! Voller Ignoranz lebten sie ihr ordinäres Leben, beteten zu den Göttern und glaubten, dass Wegestreue und Frommheit allein sie vor dem Abgrund zu schützen vermochte. Aber wie verblendet sie doch waren. Keine fremde Macht nahm uns die Verantwortung ab, uns vor der Sünde

zu schützen. Wir allein entschieden, wann wir uns hingaben. Wann wir schwach waren.

*Die Menschen wollen keine Verantwortung für sich tragen, mein Freund,* hatte mir Qalian eines Tages gesagt. *Das wollten sie noch nie.* Immer mehr begann ich, die Welt als ein Spielbrett zu betrachten. Die Natur, die Sterne oder uns fremde Gottheiten hatten die Rahmenbedingungen gesetzt und beobachteten die Menschheit nun mit großer Freude dabei, wie sie zu bestehen versuchte. Ob es in ihrer Macht gestanden hätte, Versuchung und Sünde ganz und gar aus dem Lauf der Dinge zu entfernen? Ich weiß es nicht. Nie jedoch durfte das Böse die Übermacht gewinnen, und genau deshalb waren wir die, die wir waren.

Ein Sehender unter den Blinden zu sein, war ein erhebendes Gefühl. Wie oft hatte ich mich in meinem alten Leben machtlos gefühlt, mich darüber erzürnt, dass es in

unserer Welt keine wahre Gerechtigkeit zu geben schien. Wie oft hatte ich – selbst in meinem kleinen Dorf – erlebt, dass ein Mann, der schuldig wie die Sünde selbst war, durch Status, Prestige oder Gold seiner gerechten Strafe entgehen konnten, während ein Landstreicher bereits für das Stehlen eines Huhns im Kerker landete. Und so sehr mich diese Erkenntnis verbitterte, so hatte ich doch damals geglaubt, dass dies einfach die Spielregeln der Welt waren. Die Schwarze Waage jedoch änderte alles – und der Gedanke, Teil davon zu sein, erfüllte mich mit einem Gefühl von Triumph und Euphorie, in einem Ausmaß, das ich selbst nicht wirklich verstand. War dies die Ursache für die Angst gewesen? Dass ich, Jaél Gerbersohn, meine wahre Bestimmung stets gespürt hatte? Meine Bestimmung, der Welt wahre Gerechtigkeit zu bringen? Selbst jetzt, nachdem ich die Irrsinnigkeit der Waage erkannt habe, fehlt mir die Antwort auf diese Frage. Ich weiß nur, dass es sich damals *richtig* anfühlte.

Anders als Ihr nun vielleicht glaubt, wählten wir Brüder der Waage unsere Opfer nicht nach Willkür. Hatte ein Verdorbener sich zu vieler Sünden verantwortlich gemacht, so wurde das für die Tötung erwählte Mitglied durch einen Brief über die „Mission“ benachrichtigt. Wie dieser ungeachtet von Aufenthaltsort und Umständen stets sein Ziel erreichte, ist mir bis heute nicht klar. Er enthielt nur zwei Informationen: Ein gezeichnetes Bild und einen Namen. Der Rest – das Sammeln weiterer Informationen und das Planen der Tötung – blieb dem Erwählten überlassen.

Bis zu meiner Prüfung erhielt Qalian vier solcher Briefe, und dreien der Tötungen wohnte ich bei.

Ihr mögt Euch über die Beiläufigkeit wundern, mit der ich dies schreibe. Aber wie ich bereits sagte: Es gibt beinahe keinen Umstand, an den sich der menschliche Verstand nicht gewöhnen kann. Und ich hatte mich an die Läuterungen gewöhnt. So grausam unsere Taten auch manchmal erscheinen mochten; sie waren stets gerechtfertigt. Die Menschen, die wir töteten, waren allesamt verdorben und hatten es durch Reichtum oder Durchtriebenheit geschafft, der richtenden Hand zu entkommen. Nicht aber der unseren. Die Waage war älter als Enderal, als die Lichtgeborenen, ja vielleicht sogar als die Gezeiten. Niemand wusste, welcher Fürst, welcher Gott oder welche gestaltlose Macht hier ihre Fäden zog. Und niemand wusste, was die Auserwählten von dem gemeinen Volk unterschied.

Aber selbst wenn ich es gekonnt hätte, wäre ich dieser Frage nicht weiter nachgegangen. Mir war einerlei, warum ich Qalian getroffen hatte, woher die seltsame Vision gestammt hatte.

Mit dem Feuer im Blut war ich nicht mehr nur irgendjemand. Ich war besonders.

Eben jenes Gefühl trug ich auch in mir, als ich drei Monde später an Qalians Seite in einer Kutsche saß. Die Zeit war gekommen, hatte man mir gesagt. Ich war nun würdig.

*Würdig* ... Ich wollte einen Blick aus dem Kutschenfenster werfen, bis mir wieder klar wurde, dass die Gläser mit schwarzen Tüchern verhangen waren. Kein Lichtstrahl drang in die Kabine ein, und nur eine von der Decke hängende Laterne spendete uns Licht.

„Daran wirst du dich gewöhnen müssen“, sagte Qalian. „Nicht einmal ich weiß, wo sich die Bastionen befinden.“

„Bastionen?“

„Die Stützpunkte. Ihre Tempel. Auf jedem Kontinent gibt es einen, aber niemand weiß, wo sie liegen.“

Ich nickte. „Wäre ich ein Spion, könnte ich sonst alles auffliegen lassen.“

„Könntest du nicht“, erwiderte Qalian. „Die Schwarze Waage kann genauso wenig zerschlagen werden wie ein verbotener Gedanke. Man kann ihn verbieten, man kann seine Niederschriften verbrennen, aber verschwinden wird er nie. In dieser Prüfung geht es nicht um deine Loyalität“, fuhr er fort. „Hättest du sie nicht, hätte ich dich schon längst getötet.“

Ich erschauerte. „Worum dann?“

„Um Grenzen.“ Er machte eine kurze Pause, wie um seine Worte zurechtzulegen.

„Du magst zwar glauben, dass du sie bereits überschritten hast, aber das hast du nicht. Tief in dir“ – Er deutete mit seinem Zeigefinger zwischen meine Augen – „sind sie noch da.“

„Wir, die wir uns voll und ganz der Waage verschrieben haben, sind anders als normale Menschen, Jaél.“

Ich nickte. „Das Feuer.“

„Ja, das Feuer. Aber du machst den Fehler, zu glauben, dass du bereits alles darüber wüsstest. Du hast dich von seiner Macht lenken lassen, du spürst seine Stimme in dir. Und du hast es die Sünden der Besessenen kosten lassen. Aber das ist nur ein Bruchteil dessen, was einen wahren Diener der Waage ausmacht.“

In meinen Magen kribbelte es, so als ob das *Feuer* Qalians Aussage bejahen würde. Seine Worte hallten in meinen Gedanken wider. Ich spürte, dass noch eine meilenweite Schlucht zwischen mir und meinem Kumpanen – und Mentor – lag. Von den offensichtlichen Dingen abgesehen – sein Tötungsgeschick und sein selbstsicheres Auftreten – gab es noch etwas, was ich nicht zu deuten wusste. Und je länger ich darüber nachdachte, desto mehr kam ich zu der Erkenntnis, dass es etwas in seinem Blick war. Etwas in der Art, wie er die Welt betrachtete. Luzide war das erste Wort, das mir dazu einfiel.

„Und was genau ist das?“, fragte ich ihn schließlich.

„Grenzenlosigkeit“, erwiderte er. „Die vollkommene Hingabe.“

Als er meinen irritierten Gesichtsausdruck sah, lächelte er. „Es ist das, was du dein Leben lang gesucht hast, ohne es zu finden. Wonach wir alle tief in uns streben. Aber nur manche sind dazu bestimmt, es jemals erfahren zu können.“ Er lehnte sich zurück und schlug das rechte Bein über das linke. „Und du hast die Möglichkeit, einer davon zu sein.“

Ich erwiderte nichts, wohl wissend, dass Qalian mir nicht mehr verraten würde. *Konnte*.

Eine gute Stunde später kamen wir an. Der vermummte Kutscher, der uns am heutigen Abend stillschweigend abgeholt hatte, öffnete uns die Tür, in seiner rechten Hand ein schwarzes Stück Stoff. Außen konnte ich nichts außer dem klaren Licht der Sterne erkennen. Qalian griff nach dem Tuch und packte es mit beiden Händen.

„Tut mir Leid, aber es muss sein.“

Ich begriff, was er vorhatte, und fügte mich widerstandslos. Lautlos glitt der schwarze Stoff über meinen Kopf, und um mich herum wurde es schwarz. Dann packte Qalian meine Hand und leitete mich nach draußen. Der Boden unter meinen

Stiefeln knirschte. *Schnee*.

„Komm“, vernahm ich die Stimme meines Kumpanen und spürte einen sanften Ruck in meinem linken Arm.  
Ich folgte ihm.

~

Eine gute halbe Stunde musste es gedauert haben, bis ich das erste Mal Fuß in die endraläische Bastion der Waage setzte. Einige Momente, nachdem wir dem Echo unserer Schritte nach eine Art Höhle betreten hatten, hatten sich mehrere Stimmen zu uns gesellt. Dann war ich aufgefordert worden, mich zu setzen, und man hatte mir die Augenbinde abgenommen, mir aber gleichzeitig befohlen, die Augen erst zu öffnen, wenn ich das Läuten einer Glocke vernehmen würde. „Sieh genau hin“, hatte Qalian mir zugerufen, bevor ich schließlich hörte, wie sich Stimmen und Schritte weiter entfernten und eine große Tür ins Schloss fiel.

Pflichtgetreu hielt ich meine Augen geschlossen. Ein helles Läuten ertönte.

Ich befand mich in einem großen, runden Raum. Seine Wände reichten weit nach oben und die Decke war kuppelartig geformt, sodass er auf mich den Eindruck einer Kapelle machte. Lediglich die turmhohen Säulen, die in präzisen Abständen vor mir in einer Art Gang zum gegenüberliegenden Ende des Raumes führten, und zahlreiche Kerzenständer mit dunkelroten Flammen brachen die Leere. Erst beim zweiten Hinsehen merkte ich, dass die steinernen Wände bemalt waren.

Anders als ich es jedoch aus den endraläischen Tempeln gewohnt war, zeigten die Wandmalereien keine Heiligen oder die zwölf Schritte der ersten Vasallen. Das Wandgemälde war in insgesamt neun einzelne Bilder aufgeteilt. Ich wandte meinen Kopf nach links, um das Bild unmittelbar neben mir zu begutachten.

Zu sehen war ein athletischer, bis auf einen Lendenschurz unbekleideter Mann, der auf einer unebenen Felsenstraße stand, die einen Hügel hinaufführte. Die Umgebung, in der er sich befand, war kahl und tundrenartig, und der silberne, prachtvoll am Himmel stehende Mond tauchte die Szene in ein helles, klares Licht. Der Mann hatte den Blick vom Mond abgewandt und trug eine stählerne Maske. Sie war schlicht und bis auf die zwei kleinen Augenschlitze ornamentlos, aber etwas an ihr faszinierte mich auf eine Art und Weise, die ich einfach nicht zu beschreiben vermag. Sie wirkte ... vollkommen. Jeder Muskel des Maskenträgers war angespannt, und seine beiden Hände waren gen Himmel gestreckt, so als ob er einen göttlichen Segen empfangen würde. Einen endlosen Augenblick lang starrte ich das Bild an. Von ihm ging etwas aus, was sich am besten als Aura bezeichnen ließ, und es löste in mir ein eigentümliches Gefühl von Freude und Angst aus. Erst nach Minuten fiel mir ein kleiner Schriftzug in der unteren Ecke des Bildes auf. Ich kniff die Augen zusammen, um ihn zu entziffern. *Die Wiedergeburt*.

Ich ließ meinen Blick noch einige Augenblicke auf dem Gemälde verweilen, runzelte meine Stirn und wandte mich ab. So faszinierend das Gemälde auch sein mochte, ich war hier, um meine Prüfung abzulegen, wie auch immer diese aussehen sollte. Also richtete ich meinen Blick wieder nach vorne und wartete.

Aber nichts geschah. Ich wurde unruhig. Was erwartete man von mir? Verunsichert warf ich einen Blick hinter mich – die stählerne Tür war geschlossen. *Vielleicht soll ich Geduld beweisen*, besänftigte ich meine Gedanken. Ich senkte erneut den Blick

und versuchte zu meditieren, wie es Qalian mich gelehrt hatte. Fünf Minuten vergangen. Zehn. Nichts.

Ich spürte, wie mein Magen rumorte und schalt mich einen Narren, in der Hast unseres Aufbruchs auf ein Abendmahl verzichtet zu haben. *Nur ein wenig die Beine vertreten*, schoss es mir durch den Kopf, *das wird niemanden stören*. Mit knackenden Knien richtete ich mich auf. Meine Waden begannen vom Stillsitzen zu kribbeln. Langsam und gemächlich, als könne ein allzu hastiges Dahinschreiten meine unsichtbaren Beobachter verschrecken, ging ich den langen Raum ab, in der Hoffnung, eine fremde, mysteriöse Stimme oder die Sichtung eines anderen Menschen würde mich aus meiner Unwissenheit erlösen.

Vergebens. Zwei Stunden vergingen, ohne dass sich auch nur ein Staubkorn in der sakralen Halle zu rühren schien. Erst dann begriff ich, dass niemand kommen würde. Was auch immer meine Prüfung war, scheinbar erwartete man von mir, dass ich eigenständig agierte. *Aber was soll ich tun?* Mir war klar, dass der Weg zum erfolgreichen Bestehen der Prüfung nicht durch die Tür, durch die man mich hereingebracht hatte, führte: Also bemühte ich mich, einen versteckten Hinweis in dem Raum zu finden.

Ich begann, mich hilflos zu fühlen. Was sollte das werden? Eine Art Test meiner Willenskraft? *So ein Unfug*, dachte ich zornig. Ich unterdrückte meinen Impuls, zurück zur Eisentür zu gehen zu klopfen. *Was sie wohl mit denen tun werden, die nicht bestehen?* Ich ahnte es, aber wollte es nicht genauer wissen. *Qalian hätte mich warnen müssen, dachte ich bitterlich, oder mir zumindest ...*

*Sieh genau hin.*

Ich hielt inne. War das ein Hinweis gewesen? Aber wohin? Der Raum war komplett leer. Oder ... *Die Malereien*. Ja, natürlich – wie konnte ich so blind gewesen sein? Ich hatte das Kunstwerk für bloßen Dekor gehalten. Aber konnte in ihm der Schlüssel zu dieser Prüfung verborgen liegen?

Hastigen Schrittes machte ich kehrt und hielt vor der Zeichnung rechts der Tür inne. *Wenn die Gemälde irgendwie zusammenhängen und das linke Bild mit dem Mann – Die Wiedergeburt – das letzte ist, dachte ich, dann muss das hier das erste sein*. Unsicher begutachtete ich das Gemälde. Es zeigte ebenfalls einen Mann, nackt, den Blick zum Betrachter gewandt. Er trug eine Maske, wie der Mann in der Wiedergeburt, der mir trotz kräftigerer Statur wie ein und derselbe erschien. Diese Maske jedoch war anders. Sie war aus dünnem, hautfarbenen Stoff und wirkte auf mich eher wie eine künstliche Haut, straffgezogen und rissig wie die eines sterbenden Greises. Mit einem Gefühl von Ekel, das ich mir selbst nicht erklären konnte, wandte ich den Blick von ihr und betrachtete den Rest des Bildes. Zuerst hielt ich die reflektierende Oberfläche, auf welcher der Mann stand, für einen glatt polierten Steinboden – dann aber begriff ich, dass es sich um stillstehendes Wasser handelte. Die Umgebung des Mannes hüllte sich in Nebelschwaden, und nur einige auf surreale Art und Weise im Wasser treibende Nadelbäume füllten die Szenerie. *Was soll das bedeuten?* Ich wandte einen Moment auf, um den kunstvollen Pinselstrich des Malers zu bewundern. Obgleich sie nur Ölfarbenbilder waren, wirkten die Kunstwerke eigenartig lebendig. Wie viele Künstler mochte es weltweit geben, die über ein solches Können verfügten? Nicht viele. Auch dieses Gemälde war mit einem Schriftzug versehen worden. *Der Limbus*. Ich runzelte die Stirn. Als

Limbus verstanden Arkanisten einen Zustand der geistigen Umnachtung, der eintrat, wenn man seine mentalen Reserven überstrapazierte. Ich dachte einen Moment über die Bedeutung des Titels nach, aber schüttelte dann den Kopf und wandte mich dem zweiten Bild zu.

Die Bilder waren kunstvoll miteinander verbunden. Das zweite Bild entwuchs aus den Nebelschwaden des ersten und zeigte den Himmel, wie aus der Perspektive eines Vogels. Die Wolken waren dunkel wie aufsteigender Qualm und vom blassroten Horizont in ein blutiges Licht getaucht. Die Silhouette eines Mannes war in ihrer Mitte zu erkennen: an seidenen Fäden hing sie vom Himmel herab wie die Marionette eines Sonnengottes, und ihr Mund war wie im Schrei weit aufgerissen. Auch dieses Bild trug einen kryptischen Titel: *Die Waschung*. Der Name löste eine Erinnerung in mir aus. Hatte ich nicht einmal von einem Ritual dieses Namens gelesen? *Ja ... bestätigte ich mir meinen eigenen Gedanken, die Nomadenreise der Qyraner, wenn sie losziehen, um den Roten Berg zu finden. Bevor sie aufbrechen, müssen sie eine symbolische Reinigung in einem ihrer heiligen Flüsse vornehmen, angeblich, um ihr altes Ich abzulegen.* Ein Neuanfang also, eine spirituelle Reinigung. Konnte dies die Bedeutung des Bildes sein?

Ich sah mich kurz um. Noch immer war ich allein. Die nächste Malerei – auf dieselbe kunstvolle Art und Weise mit dem Vorgänger verbunden – zeigte den nackten Mann aus dem ersten Gemälde, wie er sich durchnässt und voller Schmutz an Land zog, vermutlich aus dem nebelverhangenen Meer. Der Titel des Bildes war *Der erste Stein*. Die Sonne schien dem Mann von der Insel auf den Körper, und ihr Licht bildete zugleich den Grundstein für das nächste Gemälde, das in mir einen Anflug von Scham auslöste. Es zeigte den Gestrandeten – nun athletischer und wohlgenährter als im vorherigen Bild – beim Liebesspiel mit einer Frau. Sein Körper war dem Glanz der Haut nach zu urteilen in Schweiß getränkt, und rote Blutspritzer glitzerten auf seiner Brust. Er trug eine Maske aus Stoff, unter der sich ein diabolisches Grinsen erkennen ließ. Die Frau, mit welcher der Mann verkehrte, hatte ihm den Rücken zugewandt und war ungewöhnlich stilisiert. Ihr geflochtenes Haar war lang und floss ihren Rücken hinab wie ein Sturzbach schwarzer Perlen, und aus ihrer Stirn entwachsen zwei Hörner; ihr Gesicht war nicht zu erkennen. Die Umgebung, in der sich das Paar befand, ähnelte einem Schlachthof. Blutlachen schillerten am Boden, und eine Leiche lag zu den Füßen des Mannes. Ich ging in die Knie und entzifferte den Namen des Bildes: *Die erste Glut*.

Erst mit dem letzten Wort fiel es mir wie Schuppen von den Augen. *Ja, Jaél ... Das ist ein Werdegang, schoss es mir durch den Kopf. Eine Wandlung.*

Ich wusste nicht, ob es Zufall oder Absicht war, dass der Mann des ersten Gemäldes ausgerechnet in Nebelschwaden wandelte. Aber es bestand kein Zweifel: Es handelte sich um mich, vor meiner Vision, als ich mich in der grauen Tristesse befand, die ich meine Heimat genannt hatte, stets wissend, dass mein Leben weit hinter meiner wahren Bestimmung hinterherhinkte. Im „Limbus“. Die „Waschung“ bezeichnete nichts Geringeres als die Vision, die mich aus meinem Leben gerissen hatte, der „erste Stein“ meine Flucht aus Nebelheim. *Und die „erste Glut“ – ein kalter Schauer fuhr mir über den Rücken – war meine erste Tötung.*

Ich sah mir das nächste Bild an. Es zeigte den Mann vor einem verwitterten Springbrunnen sitzend, der sich in einem von Ranken überwucherten Tempelhof befand. Anstelle der Stoffmaske trug der Mann nun eine aus hauchdünnem Metall,

unter der seltsamerweise immer noch sein Gesicht zu erkennen war. An seiner Seite saß eine Frau mit roten, feurigen Haaren. Das Bild nannte sich *Die Gefährtin*, und sein Sinn erschloss sich mir sofort. Zwar war Qalian weder eine Frau noch hatten wir unser erstes Gespräch in einer schönen Ruine gehabt, aber nichtsdestotrotz war er es gewesen, der mich aus dem Chaos geholt hatte, in das mich meine erste Begegnung mit dem Feuer gestürzt hatte. *Dann war all das kein Zufall. Hatte Qalian gewusst, dass ich ein potenzieller Bruder war, dass das Feuer in meinen Adern floss? Sein neugieriger Blick, als ich die Schenke betreten hatte, sprach dafür. Wenn die bisherigen Gemälde meinen Werdegang hierher bezeichnen, dann werden die letzten mir vielleicht den Weg durch diese Prüfung weisen!*

Beflügelt von dem Gedanken fuhr ich mit meiner Begutachtung fort. Ich ahnte bereits, was das nächste Gemälde zeigen würde, und wurde in meiner Erwartung bestätigt. Es trug den Namen *Der Flammenregen*, und es zeigte den unbekanntem Mann und die rothaarige Frau auf einem Schlachtfeld. Seine Maske wirkte nun bereits robuster, solider, und der düstere, gewitterschwangere Himmel, nur von drei sterbenden Sonnenstrahlen durchbrochen, erweckte das Bild mit einer kataklystischen Macht zum Leben. Der Mann und die Frau standen Rücken an Rücken. Das Gesicht der Frau strotzte nur so von Kampfeswut und Lust. Auf dem Boden lagen blutüberströmte Leichen, deren Gesichter asymmetrisch und brauenlos waren. Das Bild symbolisierte, daran bestand kein Zweifel, den Morgen in der Unterstadt. Qalians Lektion. Das nächste Bild zeigte die Frau, wie sie dem maskierten Mann ihre Hand reichte. Hätte ich nicht um die vorhergegangenen Bilder gewusst und wäre der unheimliche Malstil nicht gewesen, wäre es mir vermutlich kitschig erschienen. *Die Zeit der Rast*. Mein Herz pochte. Hier endete die Zeitgleichheit zwischen mir und den Bildern. Nach der „Zeit der Rast“, die vermutlich meine „Lehre“ bei Qalian beschrieb, hatte man mich zur Prüfung gebracht. Es blieben noch zwei Wandgemälde, und in einem der beiden musste sich des Rätsels Lösung befinden. Meine Augen wurden schwer und ich zitterte leicht, als ich schließlich das nächste Bild in Augenschein nahm, das sich bisher im Schatten der Säulen versteckt hatte. *Die Gegenwart*.

Der Mann auf dem Gemälde befand sich in einem runden Raum. Sein Gesicht war von einer noch massiveren Stahlmaske bedeckt, aber im Kerzenlicht der Halle war klar zu erkennen, dass das Metall nicht *vollkommen* war. Nein ... Das Gesicht des Mannes darunter war noch viel zu gut erkennbar, und es sah schwach aus. Ich fühlte eine Woge des Ekels in mir aufsteigen, die ich mir nicht erklären konnte. Der nackte Mann kniete in der Mitte der großen Halle. Sein Kopf war elegisch zur Decke gewandt, und seine Hände hingen kraftlos an den Seiten herab. Sein Körper war glatt und glänzte, und braune Schmutzflecken bedeckten seine Haut. *Was ...?*

Panik ergriff mich, als ich verstand.

Ich starrte auf das Gemälde. Zuerst hatte ich nicht glauben wollen, was meine Augen da sahen. Als ich jedoch näher herangetreten war, ließ die Genauigkeit des Pinselschwungs keine Zweifel mehr zu. Ich hatte mich bei meinem ersten Blick getäuscht.

Die Flecken, die den Körper des Mannes bedeckten, waren nicht braun, sondern rot. Und sie entstammten weder Schlamm noch Ruß.

Sondern Blut.

Ein horizontaler Schnitt verlief über der Kehle des Mannes, und Blut floss an ihm

herab. Erst jetzt erkannte ich den kleinen Gegenstand, der links neben ihm lag, zweifelsohne seiner kraftlosen Hand entglitten. Es war ein Dolch. Instinktiv wandte ich den Blick ab und trat einige Schritte zurück. Nein, konstatierte ich im Gedanken. *Nein*. Es bedurfte keiner weiteren Reflektionen, um zu begreifen, was die Aussage der Malerei war. Man erwartete, dass ich mich tötete. Es wird schwer zu sein, begreiflich zu machen, was ich in jenem Moment fühlte. Alles in mir sträubte sich dagegen, mich wie mein ölfarbenes Alter Ego zu entkleiden – aber dennoch tat ich es nach einer Minute des Haderns. Ich musste. Um keinen Preis der Welt wollte ich in der Mitte des Raumes niederknien, gleich einem Gläubigen vor der Segnung – aber ich kniete nieder. Und in keinem Moment meines Lebens hatte ich größere Furcht empfunden denn in jenem, als ich meinen Dolch zu meiner Kehle hob. Ich hörte ein widerliches, reißendes Geräusch vor meinem geistigen Ohr, gespeist von der Erfahrung meiner ersten Tötung. Ich fühlte warmes Blut auf meiner Brust, das nicht existierte. Nein ... kein Mann, der bei Verstand war, hätte sich in jenem Moment das Messer an die Kehle gelegt, die Hand zitternd, der Körper voller stechendem Schweiß, die Augen geschlossen wie ein Kind in einem Alptraum, das hofft zu erwachen. Aber Männer von Verstand wären der Vision nicht gefolgt. Sie hätten ihre Strafe in jenem Stall akzeptiert und wären mit ein paar Prellungen und Brüchen davongezogen. Und es waren keine Männer von Verstand, die die Schwarze Waage erwählte. Ich schloss die Augen und festigte den Griff meiner zitternden Hand. Nichts wollte ich in jenem Moment mehr als aus dem aberwitzigen Alptraum zu erwachen. Den kalten Stahl fallen lassen, aufstehen, irgendwie entkommen, irgendwie ...  
Grenzenlosigkeit ...  
Ich schnitt.

## Kapitel 9: Der Aufstieg

Das erste, was ich fühlte, war Erstaunen. Ich empfand keine Schmerzen, obwohl ich klar und deutlich den Schnitt an meinem Hals spürte. Nein, vielmehr machte sich in mir eine Art nüchterne Gewissheit klar. Ich hatte mich getötet.

Ich schloss meine Augen und wartete.

Der Schmerz explodierte nach genau siebenundzwanzig Sekunden.

Ich versuchte zu schreien, aber das Ergebnis war ein ersticktes Röcheln. Ich brach zusammen und rollte mich auf die Seite, die Knie zur Brust gezogen wie ein frierendes Kind.

Nach sechsundneunzig Sekunden war mein Sichtfeld zu einer dunkelrot gefärbten, schmutzigen Glasscheibe geworden, und mein Körper war erschlaft. Die rote Pfütze unter mir war auf Mannesgröße angewachsen, und ich begann mich zu fragen, ob die etlichen Tiere, die mein Ziehvater oder seine Zulieferer für all die schönen Felle getötet hatten, genauso gefühlt hatten. Nach einhundertundfünf Sekunden fühlte ich, wie mich das zerrinnende Leben in eine wohlige Müdigkeit hinabzog. Wie schön es doch wäre, einfach nur die Augen zu schließen und zu schlafen, für immer, für immer Frieden und Ruhe, und ... Nach der einhundertfünfzigsten Sekunde hörte ich auf zu zählen.

Und erwachte.

Die erste Veränderung, die mir auffiel, als ich erwachte, war eine, die sich schwer beschreiben lässt. Zwar war der Raum, in dem ich mich befand, oberflächlich derselbe, aber ich spürte, dass etwas nicht stimmte; gleich einem entstellten Mann, der sein wahres Gesicht unter einer Maske zu verbergen versucht. Die zweite Veränderung war physischer Natur, und ich spürte sie, als ich aus reinem Instinkt meine Rechte an die Brust hielt. Mein Herz schlug nicht mehr. Ungläubig fuhr ich mit meinem Finger den Hals entlang. Der Schnitt war noch da, aber der Blutstrom versiegt. Meine Sicht hatte sich wieder normalisiert, und mein Verstand war klar. Die dritte bemerkte ich, als ich mich umsaß.

Die Gemälde waren zum Leben erwacht. Der Wolkennebel in „Die Waschung“ verdichtete und verdünnte sich, und ölfarbene Blitze zuckten am Horizont, nur um im nächsten Moment wieder zu milchigem Grau zu verschmelzen. Der Mann selbst schwebte auf und ab, gleich einer vergessenen Wasserleiche im Ozean. Unfähig, das Geschehene zu begreifen, passierte mein Blick den „ersten Stein“ und die „erste Glut“. *Dasselbe*. Alle Gemälde bewegten sich. Die Sonnenstrahlen aus der „Zeit der Rast“ blendeten mich, und dickes Blut quoll langsam und gemächlich aus der Kehle des Mannes im Gemälde der Prüfung. Einen Augenblick lang geschah nichts. Dann ertönte ein Geräusch gleich zerreißen Stoffes, und im selben Moment zuckten die maskierten Gesichter der Ölfiguren in meine Richtung. Allesamt starrten sie mich an, und obgleich ihre unterschiedlichen Masken ihre Augen zumindest teilweise verdeckten, spürte ich ihren Blick auf mir lasten wie eine dunkle Macht. Obwohl ich Furcht hätte empfinden sollen, spürte ich stattdessen, wie das Feuer in mir wieder begann zu prickeln, zu erwachen. *Sie wollen mir nichts Böses, schoss es mir durch den Kopf. Sie wollen mich leiten.*

Ich beobachtete, wie die Ölfiguren ihren Gemälden entstiegen. Flüssige Farbe

tropfte an ihnen hinab. Einen Moment lang standen sie still, dann begannen sie, im perfekten Gleichschritt auf mich zuzugehen. Ihre Fußstapfen waren lautlos, und nur das Herabfallen der Farbtropfen erzeugte ein surreales Geräusch, das ich nicht zu beschreiben vermag. Mit jedem Schritt, den sie mir näher kamen, verstärkte sich das Prickeln. Dann stellten sie sich kreisrund um mich herum auf. Wieder standen sie still. Dann hoben sie allesamt ihre Rechte und führten sie zum Gesicht. Langsam und beharrlich, wie um kein Detail jener logikverneinenden Szene zu verpassen, ließ ich meinen Blick von Gestalt zu Gestalt schweifen, und mit jedem Anblick durchlebte ich wechselnde Emotionen. Den hageren Mann aus dem „Limbus“ verabscheute ich. Wie schwach er doch war, wie erbärmlich. Ein Gefühl der Hoffnung keimte in mir auf, als ich den Mann aus der „ersten Glut“ sah. Den Mann aus der „Wiedergeburt“, dessen Gemälde ich als erstes erblickt hatte, bewunderte ich. Er versprühte ein Gefühl von Erhabenheit und Macht, so wie ich es nie zuvor empfunden hatte. Nichts würde den kalten Stahl seiner Maske durchdringen können. Nichts. Er hatte die *Grenze* überschritten. Er war vollkommen.

Das Feuer erfüllte nun jeden Teil meines Körpers, meine Arme, meine Beine, meine Brust und meine Lenden. *Du hast den richtigen Weg gewählt*, hörte ich es in mir flüstern. *Nun lass dich fallen*.

Ich seufzte, gleich einem Mann, der seine Geliebte nach Jahren der Ferne endlich wieder in den Armen halten darf. Dann nickte ich den Ölfiguren zu.

Sie nahmen ihre Masken ab, und ich schrie.

[Hier waren im Originalmanuskript einige Seiten fein säuberlich herausgetrennt worden.]

... Augen wieder aufschlug, splitternackt, jedoch nicht mehr blutend auf dem Boden der großen, runden Halle liegend, war der Steinboden warm. Blitzartig fuhr meine Hand zur Kehle. Die Wunde war verschwunden, obgleich das Blut immer noch auf meiner Brust, meinem Hals, und dem Boden zu sehen war. Halb erleichtert, halb schockiert riss ich den Mund auf und schnappte nach Luft. Dann streckte ich alle viere von mir und starrte in Richtung der Decke. Ein warmes, loderndes Gefühl erfüllte meinen Körper. Ich hatte die Prüfung bestanden, das wusste ich ebenso sehr, wie mir klar war, dass mich das, was mich unter den Masken meiner ölfarbenen Ebenbilder angestarrt hatte, bis ans Ende meiner Tage verfolgen würde. Ein ungläubiges Krächzen, das einen Lacher hätte darstellen sollen, entwich meiner Kehle.

Ich hatte es geschafft. Es gesehen.

Und war nun ein Bruder der Waage.

Ein Machtgefühl loderte in mir auf, als ich jenen letzten Gedanken dachte. Anders als die Macht der Arkanisten, die aus Eventualitäten Wahrheit werden ließen, anders als die der Schamanen, die durch ihre Gesänge Verbindungen zur Geisterwelt aufbauten. Die Magie der Waage war anders, urtümlicher, *unbefleckter*. Mühsam drehte ich meinen Kopf zur Seite und warf einen Blick auf die Gemälde. Der maskierte Mann in ihnen war verschwunden. Ich wunderte mich nicht.

Erst als ich mich aufrichtete, merkte ich, wie eine gähnende Müdigkeit von mir Besitz ergriff. Ich bekleidete mich und nahm meinen Dolch vom Boden. Das Blut an seiner Klinge war noch frisch. Ich bedachte ihn mit einem langen Blick. Dann

wischte ich ihn an meiner Hose ab und steckte ihn in die Scheide zurück. Wenige Augenblicke darauf verließ ich die Halle.

Wie vollkommen ich mich an jenem Tag doch fühlte.

~

Meine Chronik nähert sich dem Ende, und ich möchte meine Zeit nicht in unnötigen Schilderungen verlieren. Die Zeit verrinnt schneller, als diese Tinte auf dem Pergament vertrocknet, und die Erschöpfung der letzten Tage erdrückt mich. Ärger erfüllt mich beim Wiederlesen der letzten Seite. Wie unpassend mir meine Schilderungen doch erscheinen, wie brüchig meine Gedankengänge. Mir bleibt nicht mehr übrig als zu hoffen, dass sie genügen.

Lasst mich den letzten Abschnitt mit einer Richtigstellung beginnen: Entgegen der Behauptungen mancher bin ich kein prinzipienloser Mörder. Alles, was ich bisher geschrieben habe, entspricht der Wahrheit, so skurril sie auch klingen mag. Die Schwarze Waage hatte mich erwählt, schon lange bevor ich es wusste. Sie hatte mich gefunden, hatte mich meine Bestimmung kosten lassen und mich zu einem der ihren gemacht. Und wenn es einen Punkt gab, in dem die Waage unfehlbar war, dann war es folgender:

Alle, die sie töten ließ, waren verdorben. Sie hatten gesündigt, sich Verbrechen schuldig gemacht, sie waren böse - nennt es, wie Ihr wollt.

Anfangs überzeugte ich mich noch vor jeder Tötung eigens davon - später genügten mir die oberflächlichen Beweise, die ich hatte. Kein einziges Mal hatte die Waage falsch gelegen, so unscheinbar auch meine Ziele gewesen sein mochten. Sie alle waren Sünder.

Vergeudet also keine Zeit mit der Frage, ob meine Opfer unschuldig waren - denn das waren sie nicht. Fragt Euch viel mehr: War es richtig, sie zu töten?

Damals dachte ich, das wäre es. Die Lehren der Waage leiteten mich, und es war so einfach: Wir haben die Wahl. Wir entscheiden, ob wir die Dämonen in uns lassen, indem wir uns der Sünde hingeben. *Wir entscheiden uns dazu, verdorben zu werden.* Und wir, die Erwählten der Waage, bestrafte für die Schwäche. Nicht alle,

aber genug. Genug, um die Unschuldigen zu schützen, Furcht in die Herzen der Sündiger zu treiben und die Welt vor der endgültigen Verderbnis zu bewahren.

Mit einem müden Lächeln erinnere ich mich heute an den Stolz, den ich empfand, als ich Qalian und den anderen entgegentrat. Nicht viele waren außer ihm anwesend gewesen – vielleicht ein Dutzend, vielleicht weniger. Niemand hatte applaudiert oder gejubelt, und es wäre unnötig gewesen. Die Männer und Frauen, die mich empfingen, wussten um das, was ich getan und gesehen hatte. Ich war dennoch überrascht gewesen, als mir Qalian schließlich verkündete, dass es Zeit sei, nach Ark zurückzukehren. Nur einem kurzen Händedruck tauschte ich mit denen aus, die ebenfalls das Feuer in sich trugen - dann, noch bevor ich mich versehen hatte, war ich wieder im abgedunkelten Inneren der Kutsche, verwirrt, erschöpft, aber voller Stolz. Auf meine Frage hin, weshalb wir so schnell wieder hatten aufbrechen müssen, antwortete er mir nicht.

Selbst heute sind mir viele Strukturen der Waage noch ein Rätsel, und mit jeder Reflektion wird mir klarer, wie wenig ich doch tatsächlich wusste. Wie auch? Es

vergingen ja kaum sechs Monde, bis ich die Waage auch schon wieder verriet, und es wäre naiv gewesen, zu glauben, dass das Überstehen der Prüfung alles war, was einen Träger des Feuers ausmacht. Nein ... es gab und gibt so viel mehr. Hierarchien, Rituale, Geschichten ... und keine davon werde ich jemals kennenlernen.

In Ark ging alles sehr schnell. Qalian wies mich in die Kunst des Schwertkampfes ein und lehrte mich die Wichtigkeit regelmäßiger Meditation. Und es dauerte nicht lange, da spürte ich bereits ihre Wirksamkeit. Mit jedem Morgen fühlte ich mich stärker, kräftiger und wacher. Ich belächelte die Menschen, die mich umgaben, mit ihren plumpen Bewegungen und ihrem trägen Blick. Wie klar doch nun alles um mich herum war! Es dauerte nur drei Tage, bis mir Qalian ein versiegeltes Dokument überreichte, in dem mir meine erste Tötung im Namen der Waage befohlen wurde. Ich würde gerne behaupten, dass ich mich noch an jedes meiner Opfer erinnere, aber ich müsste lügen: Ich tue es nicht. Die einzigen Erinnerungen, die nie verblassen, sind die des Nektars. Der Ablauf war immer derselbe: Nachdem ich den Namen meines Opfers erhalten hatte, stellte ich Nachforschungen an und erarbeitete meinen Plan. Was auch immer ich an Ressourcen dafür benötigte - Gold, Waffen, Gift -, die schwarze Waage stellte sie mir, wenn ich in einem Brief darum bat, den ich dem verummten Kutscher übergab. War ich mit meinem Opfer allein, exekutierte ich es und konsumierte seine Erinnerungen. Dann verwischte ich meine Spuren. Viele Menschen sprechen voll morbider Bewunderung über meine „Perfidität“ und die „Intelligenz meiner Pläne“, da es niemanden gelang, mich zu fassen. Aber weder halte ich mich für überdurchschnittlich intelligent noch für durchtrieben. Ja, ich schien eine gewisse Begabung für das Töten zu haben - aber ich machte zahllose Fehler, die einen jeden anderen das Leben gekostet hätten. Es war die Waage, die mich beschützte.

Mit jeder Tötung, die ich erfolgreich vollzog, trat auch Qalian mehr und mehr aus meinem Leben. Er war ein Begleiter, ein Mentor, und seine Pflicht für mich war getan. Anfangs bedauerte ich es und vermisse seine Gesellschaft, dann aber begann ich irgendwann die Stille und das Alleinsein zu genießen. Ich hatte genug Gold, um mir alle irdischen Wünsche zu erfüllen, und ich war überrascht, wie schnell Wein und käufliche Liebe an Geschmack für mich verloren. Im Herbst des Jahres 6291, vier Monate nach meiner Prüfung, verbrachte ich die Abende meist entweder allein im Zimmer einer Herberge oder mit langen Spaziergängen durch die Natur oder die Stadt. Bei Letzteren wendete ich viel Zeit dafür auf, Menschen zu beobachten. Wie wenig Beachtung man mir doch schenke, erinnerte mein unscheinbares, hässliches Äußeres doch niemanden an die illusionären Vorstellungen, die man von einem gedungenen Mörder hatte. - Lange, schwarze Kapuze, ins Gesicht gezogen, maliziöses Lächeln auf den Lippen, groß und athletisch. Ich genoss die Anonymität und die Rolle, die sie mir zuspilte. Ich sah mich als stillen Wanderer, als Diener der Gerechtigkeit, der die Verdorbenen aus dem Leben fegt wie der Sommerwind verdorrte Blätter. Mein Los war kein Leichtes – nie wieder sollte ich den weltlichen Träumen frönen können, niemals würde ich einen Menschen wahrhaft lieben können. Aber ich war Teil von etwas, ohne das unsere Welt schon lange den Abgrund hinab gefallen wäre, zu verpestet von all den sündhaften Menschen.

Die anderen waren verblendet. Ich sah.

Nie hätte ich geahnt, wie bald sich alles ändern würde.

Der Tag begann wie jeder andere auch. Ich erwachte vor Sonnenaufgang, mein Schlaf war traumlos gewesen, und ich fühlte mich angenehm ruhig, als ich aufstand. Ich hatte mich in einer Taverne unweit der Stadttore einquartiert. Die Wogen, die meine letzte Tötung geschlagen hatte, hatten sich bereits wieder geglättet, und niemand hatte mich nach Pfad und Herkunft gefragt, als ich mit meinem prall gefüllten Groschenbeutel die Zimmerkosten für drei Wochen im Voraus bezahlt hatte. Nachdenklich ließ ich meinen Blick durch das gemütlich eingerichtete Zimmer schweifen. Auf einer erloschenen Feuerstelle kam er zum Stillstand.

Ich gähnte und rieb mir die Augen. *Wann es wohl wieder so weit ist?* Noch lag der Schnee hoch auf den Wipfeln der Bäume, aber die klare Sonne begann bereits ihr Tauwerk. *Bald kommt der Frühling*, dachte ich, und der Gedanke stimmte mich melancholisch. Ich stellte mir vor, wie Kinder jubelnd über die blühenden Krokuswiesen tollten würden und die Arker Handwerker nach einem Tag des Schaffens unter den sattgrünen Eichenbäumen des Kneipengartens zusammenkämen. Das erste Mal seit Langem wünschte ich mir Gesellschaft herbei. Ich vollzog meine Meditation, entfachte ein Feuer und nahm eine karge Speise zu mir. Erst als ich meine Unterkunft für einen Spaziergang verlassen wollte, bemerkte ich das Dokument, das von einer blassroten Schlaufe zusammengehalten unter meinem Türspalt lag. Ich erkannte es sofort: Es gehörte der schwarzen Waage. Mit einem nach dem Trübsinn willkommenem Gefühl der Vorfreude ging ich in die Knie, nahm das Pergament und rollte es auf. Ich las es Zeichen für Zeichen und wiederholte diesen Vorgang, als ich am Ende angelangt war. Dann warf ich es in das Feuer. Ein Unbehagen, das ich mir bis heute nicht erklären kann, breitete sich in meinem Körper aus, als sich das Pergament in Asche verwandelte. Es war anders als das flau Angstgefühl, das mich aus meinem alten Leben verjagt hatte, und das, wie ich gemerkt hatte, immer wieder dann auftrat, wenn ich meine Taten in Frage stellte - aber dennoch trug es dieselbe Farbe. Ich ignorierte es, zündete mir eine Kerze an und setzte mich an den kleinen Holztisch vor dem Fenster, um meinen Plan zu schmieden.

Drei Tage später verließ ich auf meinem frisch gekauften Pferd die Herberge. Zwar nahte der Frühling, aber dennoch waren die Tage nach wie vor kurz, und ich baute darauf, noch vor Einbruch der Dunkelheit wieder in Ark zu sein, eine Rechnung, die aufging. Ich gab mein Pferd dem Stallburschen der gut besuchten Taverne, schnippte ihm einen Groschen zu und machte mich auf den Weg in den Schankraum.

Auf meinem Zimmer angekommen, legte ich die Werkzeuge, die ich für die bevorstehende Läuterung gewählt hatte, auf dem Bett nebeneinander auf, gleich einem Messerschmied auf seinem Marktstand. Mein Ziel - ein junger Mann - würde leichte Beute sein, das spürte ich, und somit blieb mir die freie Wahl. Ich entschied mich für meinen langen Dolch, mit dem ich in dem Bordell Qalian zur Seite gestanden hatte. Dann ging ich meinen Plan in Gedanken durch. Um kurz vor Mitternacht verließ ich den „Tanzenden Nomaden“.

Die Nacht war sternenklar und verhältnismäßig warm, was sich in herabrutschendem Dachschnee äußerte, der immer wieder mit einem stumpfen Geräusch zu Boden fiel. Mein Ziel befand sich dem Dokument zufolge in einem edlen Haus in einer der teuersten Straßen der Stadt. *Es sind immer die Reichen, die meinen, über allen anderen zu stehen*, dachte ich bitterlich, als ich mich dem Tor

zum Adelsviertel näherte. Ich zeigte den Wachen meine Papiere, und sie ließen mich mit einem Nicken gewähren. *Wenn sie wüssten.* Es dauerte nicht lange, da hatte ich mein Ziel erreicht. Wie alle Häuser im Adelsviertel war es beeindruckend. Es war von hohen Mauern umgeben, und ein runder Steinbogen markierte das Tor. Das Fallgatter war verschlossen, aber offenbarte den Blick auf eine Allee, die zum Eingang des großen Hauses führte. Zwei Türme ragten am Ost- und Westflügel des Anwesens in die Höhe und gaben ihm eine schlossartige Anmutung. Wäre ich vor meinem neuen Leben noch beim Gedanken an die Kosten eines solchen Prunkbaus in die Knie gegangen, musterte ich es diesmal nur kühl. Zwar konnte ich unmittelbar am Eingang keinen Wachmann erkennen, aber das flackernde Licht aus dem Pförtnerhaus ließ darauf schließen, dass es besetzt war. *Darauf muss ich bauen.* Ich wandte mich ab und umrundete das Anwesen zweimal. Nach hinten war es durch die Steinwand des Königsfelsen geschützt, und seitlich grenzte es an zwei andere Edelmanshäuser an. An der Westseite der Mauer, nur ein paar Armweit von dem Punkt entfernt, an dem sie mit dem Stein des Felsens verschmolz, fand ich, was ich suchte. Ich nahm einen tiefen Atemzug. *Endlich.* Ein Kribbeln machte sich in meinem Magen breit, und die Asche begann zu glimmen.

Der Platz, den ich für den Beginn meines Plans erwählt hatte, war eine schöne Sitzbank gleich am Ufer des Malphasflusses, der erhaben durch die nächtliche Szenerie plätscherte. Von dort aus hatte ich einen klaren Blick durch das Gittertor zum Anwesen des Besessenen. Es war kalt, aber ich fror nicht. Ein grauhaariger Mann und eine junge Frau passierten mich und lächelten mir zu. Ich lächelte zurück.

Dann ging die Baumallee, die zum Anwesen führte mit einem lauten Knall in Flammen auf. Ein kalter Schauer für meinen Rücken herab und Schweiß brach auf meiner Stirn aus.

Die Reaktionen, auf die ich spekuliert hatte, ließen nicht lange auf sich warten. Es war das Paar, das zuerst auf das Feuer aufmerksam wurde. Die junge Frau stieß einen schrillen Schrei aus und klammerte sich an ihren Liebhaber, und es dauerte nicht lange, bis das Geräusch herbeieilender Stiefel auf dem Pflasterstein der Stadt zu hören war. Rauchgeruch erfüllte die Luft, und ich konnte mich eines stillen Lächelns nicht erwehren. Dann setzte auch ich eine panische Miene auf und rannte - scheinbar Hals über Kopf fliehend - davon. Anders als die anderen jedoch lief ich weder vom Feuer davon, noch direkt zum Anwesen, dessen Türen, wie ich zufrieden feststellte, bereits aufgeschwungen waren. Zwei Gestalten traten daraus hervor. Auch aus dem beleuchteten Pförtnerhaus kam nun eine Wache hervor, deren Blick hilflos zwischen den herannahenden Gardisten und den lichterloh brennenden Bäumen wechselte, die wie Fackeln auf einem Trauermarsch das Dunkel der Nacht erhellten. Niemandem fiel auf, dass sich das Feuer nicht ausbreitete. Ich hatte keinerlei Absicht, einen Flächenbrand auszulösen, zumal dabei Unschuldige zu Schaden kommen würden. Mein Interesse galt einzig und allein dem Mann, der heute Abend sterben würde.

Der Ausdruck von Panik, den ich für die Glaubwürdigkeit meiner Flucht auf mein Gesicht gezeichnet hatte, verflog in dem Moment, in dem ich in das Dunkel der Seitengasse neben dem Anwesen eintauchte. Ich verlangsamte meinen Schritt und

griff im Laufen zu meiner Seitentasche, aus der ich einen gusseisernen Haken hervorholte.

Vor dem von mir auserkorenen Mauerteil kam ich zum Stillstand. Die Mauer überragte mich um gute zwei Mannesgrößen, aber sie war alt und rissig. Ich tastete nach Hohlräumen, fand sie, und zog mich mithilfe des Hakens an ihnen hoch. Oben angekommen blieb ich bäuchlings liegen und analysierte die Situation. Noch brannten die Bäume lichterloh, und der Pförtner hatte das Tor geöffnet, durch das just als ich hinsah zwei Gardisten eilten, die vor dem Brand jedoch stehen blieben und hilflos in der Gegend herumsahen. Der Pförtner schrie ihnen etwas zu, das ich nicht verstand. Auch zu den zwei aus dem Anwesen hervorgetretenen Figuren hatten sich vier weitere dazugesellt, vermutlich Dienstpersonal. *Perfekt*. Ich ließ mich hinabgleiten und ging hinter einem Busch in Deckung. Jetzt war die Zeit gekommen.

Ich schloss erneut die Augen und lauschte dem Lodern in mir. Es war zufrieden, und spürte, genau wie ich, den nahenden Nektar. „Bald“, murmelte ich. Dann richtete ich meinen Blick auf das Heckenwerk, das unmittelbar vor dem Haus gepflanzt worden war. Ich spürte ein gieriges, bejahendes Kribbeln. Ich spannte meine Muskeln an, und spürte, wie *es* meinen Körper emporschoss, durch meine Rippen, meinen Hals, meinen Schädel, aus meinen Augen. Ich keuchte und taumelte kurz. Einen Augenblick geschah nichts. Dann fingen die Hecken Feuer.

Ich seufzte und lächelte, wie um mich selbst zu beglückwünschen. Wären die Hecken ebenso explosionsartig entbrannt wie die Bäume, hätte das eine oder andere geschulte Auge die Magie dahinter vielleicht erkannt. So wirkte es zwar in Anbetracht des kalten Wetters und des Schnees nach wie vor unnatürlich, aber nicht sofort wie Hexenwerk.

Es war ein junger Mann, der die vermeintliche Ausbreitung des Feuers zuerst bemerkte und sie mit einem äußerst unmännlichen Aufschrei quittierte. Mittlerweile waren mehrere Gardisten herangeeilt, und zwei davon zogen ein karrenartiges Gefährt hinter sich her. Eine Feuerkutsche. Es war eine jener Sternlingstüfteleien, die ich nie zu verstehen gelernt hatte und die auf stetiges Kurbeldrehen hin aus einem großen aus Bronze gefertigten Wasserfass einen gebündelten Strahl entstehen lassen konnte. Ich nahm ihr Erscheinen als Anlass zu Eile. Vorher noch unschlüssig, waren die ersten Einwohner nun durch die grell brennende Allee zum Tor hin geflohen. Stummen Schrittes eilte ich zur Seitenwand des großen Hauses und presste mich mit dem Rücken dagegen. Ich suchte die Hinterseite des Hauses nach einer Lagertür ab. Jedes größere Anwesen besaß eine solche, damit die Mehlsäcke, das Fleisch und das Gemüse für die Küche nicht durch den Haupteingang hineingetragen werden mussten. Während ich mich an der Wand entlang schlich, hörte ich, wie mit einem lauten Zischen der Wasserstrahl der Feuerkutsche in die kalte Nacht schoss. *Ich muss mich beeilen*, dachte ich, aber ohne Nervosität oder Panik, wie sie mich früher ereilt hätte. Wenige Minuten später hatte ich gefunden, wonach ich suchte. Ich hielt meine Hand auf das Schloss, beschwor das Feuer und beobachtete, wie das Schloss in sich zusammenschmolz. Dann öffnete ich behutsam die Tür und glitt ins Innere. Der Lagerraum roch nach Pökelfleisch, Zwiebeln und Alkohol, und es dauerte nicht lange, bis ich zwischen drei Kisten ein geeignetes Versteck gefunden hatte.

Ich lächelte, holte tief Luft und löschte das Feuer. Nun war es nur noch eine Frage der Geduld.

Ich schätze, dass es drei Stunden nach Mitternacht war, als ich entschied, dass die Zeit gekommen war. Mein Plan war perfekt gewesen, und jeder hatte sich genau so verhalten, wie ich es vorhergesehen hatte - das wusste ich, obgleich mir nicht mehr als ein paar Geräusche zur Beurteilung dessen geblieben waren. Wie erwartet hatte sich die Panik gelegt, als das Feuer langsam wieder zu erlöschen begonnen hatte. Ich schmunzelte bei dem Gedanken an den Gesichtsausdruck der Gardisten, als die lichterloh brennenden Baumkronen ganz gleich der Menge des Wassers, das auf sie geschossen wurde, nicht nachgeben hatten wollen. *Sie hätten löschen können, bis der Schwarze Wächter erwacht*, dachte ich. Erst auf meinen Befehl hin hatten sich die Flammen begonnen zurückzuziehen, langsam und widerspenstig, gleich einem Wolf, der dazu genötigt wird, ein just gerissenes Vieh auf der Lichtung liegen zu lassen, ohne sich an seinem Fleisch zu laben. Drei Stunden hatte es gedauert, bis auch die letzten Stimmen von außerhalb verklungen waren. Dann hatte sich die Tür mehrmals geöffnet und geschlossen, und unter den wütenden Schreien eines Mannes - bei dem es sich mit Sicherheit um mein Ziel handelte - war wieder Ruhe eingekehrt. *Zweifelsohne würde er morgen nach einem Schuldigen suchen*, dachte ich bitterlich. *Und er würde fündig werden.*

Ich rief mir das Dokument vor Augen. Mitumial Dal'Joul, vierundzwanzig Winter. *Und Mörder*. Zwar hatten die Dämonen laut den Aufzeichnungen der Waage erst vor wenigen Monden von ihm Besitz ergriffen, aber trotzdem hatten sie bereits mehr Schaden angerichtet als bei anderen über eine Lebensspanne. Dreimal hatte er gesündigt, und jedes Mal war er ungesühnt davongekommen. Der junge Dal'Joul, dessen Vater erst dieses Jahr gestorben war, galt als impulsiv und jähzornig, ein Charakterzug, der jedem jungen Mann, der nicht seines Standes war, schon früh Probleme gebracht hätte. Sein Vater jedoch, ein wohlhabender Tuchhändler, der sich Gerüchten zufolge seinen Adelstitel schlicht und einfach erwirtschaftet hatte, hatte immer wieder seine Kontakte spielen lassen, um seinen Sohn vor Konsequenzen zu bewahren. *Ein Jammer*, dachte ich. *Vielleicht wäre es damals noch nicht zu spät gewesen*. Der erste der Morde war im späten Sommer dieses Jahres geschehen. Er hatte ein Zimmermädchen in seinem Gemach erdrosselt, nachdem er sich an ihr vergangen hatte. Der Mord war einem seiner Diener angehangen

worden. Der zweite geschah in einem Freudenhaus, auf dieselbe Art und Weise. Die Leiche der jungen Hure wurde in einem Kanal gefunden. Der dritte ging aus einer Kneipenschlägerei hervor. Der junge Dal'Joul war in ein Streitgespräch mit einem Wirt geraten, dem er vorgeworfen hatte, seinen toten Vater beleidigt zu haben. Mitten im Konflikt hatte Mitumial ein Messer gezogen und den Wirt vor den Augen aller anderen erstochen. Zwar würde er diesmal vor das Tribunal geführt werden, aber das Ergebnis war vorherzusehen. Wie leicht die Welt doch zu drehen ist, wenn man ein paar Zeugen mit flüssigem Gold ölt. Und ja, vielleicht würde das Tribunal Dal'Joul irgendwann verurteilen. Irgendwann, wenn die Dämonen in ihm Dutzende weitere Opfer gefordert hatten. *Und das wird die Waage nicht zulassen*. Ich richtete mich auf und setzte mich leisen Fußes in Bewegung.

Niemand bemerkte mich, als ich über die Küche in das Atrium schlich, die Treppen hinauf und den mit alten und edlen stehenden Rüstungen geschmückten Gang entlang zum Gemach des Mannes, den ich zu töten gedachte. Ich nahm einen Dietrich aus der Tasche – das Schloss einzuschmelzen hätte unangenehme Gerüche erzeugt - überlistete den Mechanismus und trat ein. Oft frage ich mich, was geschehen wäre, wenn ich meiner Umgebung damals mehr Aufmerksamkeit gezollt hätte. Hätte ich das Detail bemerkt, das mir Minuten später so schmerzlich bewusst werden sollte, meine Hände blutgetränkt, mein Herz müde und rasend zugleich von dem seltsamen, offenbarenden Nektar? Vielleicht hätten die Dinge dann einen anderen Lauf genommen. Vielleicht auch nicht. Schwach erhellte der mondlose Himmel die traurige Szenerie, die sich mir bot. Ein großes, deplatziertes Himmelbett befand sich am Kopfende des Raumes, die Bettlaken zerwühlt. Von den Regalen geworfene Bücher lagen auf dem Boden, und ein vermutlich als Dekor gedachtes Scimitar war in einen teuer aussehenden Tisch gerammt worden wie in einem schlechten Stilleben. Ich rümpfte die Nase und versuchte mir die Gefühle der Hure vorzustellen, die der junge Edelmann hier getötet hatte. Hatte sie ihr Schicksal bereits geahnt, als sie in den Raum eingetreten war, in dem jeder Winkel, jedes achtlos hingeworfene Kleidungsstück und jede leere Weinflasche einem das Wort Verwahrlosung entgegenzuschreien schien? *Vermutlich ja*. Ich stellte mir vor, wie sie ihr Unbehagen mit einem mädchenhaften Kichern zu überspielen versucht hatte. Ich richtete meinen Blick auf das Bett, auf dem der Besessene schlief, breitbeinig daliegend, die Hände von sich gestreckt wie ein Großgrundbesitzer, schwerfällig schnaufend. Hier hatte er sich von dem Mädchen genommen, was er wollte. Hatte er sie bereits währenddessen begonnen zu würgen? Hatte sie auch dann noch versucht, die Ruhe zu bewahren? Wann waren ihre gespielten, lustgetränkten Schreie zu echten geworden? Ich biss mir auf die Unterlippe und schüttelte den Kopf, um so den unliebsamen Gedanken loszuwerden. Ich würde früh genug alles wissen, ob Dal’Joul es wollte oder nicht. Und ich würde es *genießen*.

Ich zog meinen Dolch aus seiner Scheide. Mit einem fast geräuschlosen Schaben glitt er hervor, gleich einer sich an ihre Beute annähernde Schlange. Ich trat an mein Opfer heran und musterte ihn, halb mitleidig, halb verachtungsvoll. Trotz seiner vierundzwanzig Jahre hatte Mitumial Dal’Joul die zarten Gesichtszüge eines Burschen. Ein spärlicher Bart spross auf seinem Kinn, seine Wangen waren glatt. Rote Flecken prangten auf seiner unbedeckten Brust, und seine Schultern waren schmal und schwächig. Auf eine gewisse Weise erinnerte er mich an mein altes Ich, wäre da nicht der penetrante Geruch nach getrocknetem Schweiß und Alkohol gewesen. „Die Dämonen sind in dir“, sagte ich, ohne es zu merken.

Ich öffnete meine Ledertasche und zog ein schwarzes, dickes Tuch daraus hervor. Dann setzte ich mich neben ihn auf die Bettkante. Im Schatten musste ich wie eine Mutter wirken, die ihrem Kind ein Schlaflied singt. Ich lachte kurz auf, was Dal’Joul mit einem seufzenden, protestierendem Laut quittierte, der ihn aber nicht erwachen ließ. Dann rollte er sich zur Seite, zog seine Knie an die Brust und verschränkte seine Arme gleich einem Kind. Ich schüttelte den Kopf. Hätte ich nicht um die Taten des schwächigen Mannes vor mir gewusst, hätte ich ihn für einen bemitleidenswerten, verwöhnten Adelssohn gehalten. Aber das war er nicht. Er hatte sich den Dämonen hingeeben, nicht nur einmal, sondern mehrfach, und

andere hatten für seinen schwachen Willen zahlen müssen. Und deshalb hatte die schwarze Waage sein Todesurteil gesprochen. Ich ließ mir einen Augenblick, um darüber zu sinnieren, wie die Tötung sich wohl für mich anfühlen würde. Dann packte ich Dal'Joul mit meiner Rechten am Hals, presste sein Kopf gegen das Kissen und schob ihm mit der linken den Knebel in den Mund.

~

Augenblicklich schlug der Mann vor mir seine Augen auf. Ich spannte meine Muskeln an, in der Erwartung, dass er versuchen würde, mich von sich zu stoßen. Aber nichts dergleichen geschah. Ich spürte seinen beinahe unheimlich regelmäßigen Atem auf meiner Nase, als hätte er erwartet, mit einem Knebel im Mund aufzuwachen. Seine graublauen Augen waren weit aufgerissen, und er starrte mich voller Entsetzen an. *Entsetzen. Oder ... Schicksalsergebenheit?* Mein Plan war gewesen, ihm augenblicklich den Dolch, der auf meinem Schenkel lag, in die Brust zu stoßen. Schnell, schmerzlos und ohne Umwege. Aber etwas in seinen Augen irritierte mich, obgleich ich nicht zu sagen vermochte, was genau es war. Einen Moment lang verharrten wir in dieser seltsamen Haltung. Dann begann Mitumial Dal'Joul, Mörder dreier unschuldiger Menschen, zu weinen. Erst war es nur ein Schimmern auf seinen geröteten Augen. Dann füllten sich seine Augenwinkel, und die klare Flüssigkeit begann an seiner Wange herabzuperlen. Durch den Knebel hindurch vernahm ich das Geräusch eines erstickten Schluchzens. Ich starrte ihn irritiert an. Dass ein Besessener vor

seiner Strafe in Tränen ausbrach, ja, mich um Gnade anflehte, war mir nichts Neues. Aber in der Regel war es Angst, die ich den Augen meiner Opfer sah, und ihre Tränen galten einzig und allein ihrem Selbsterhaltungstrieb. Aber sein Schluchzen, sein Blick, seine Tränen ... etwas an ihnen war anders. Sie wirkten einfach nur ... traurig. Zerstört. *Was, wenn er unschuldig ist?*, schoss es mir plötzlich durch den Kopf. *Was, wenn die Waage sich getäuscht hat?* Aber nein. Selbst in der abgelegenen Schenke an der Bauernküste hatten mir zwei Menschen von seinen Taten berichten können. Und das Urteil der Waage anzuzweifeln käme einem Verrat gleich. An mir selbst. An der Waage. *An deiner Bestimmung.*

Ich verstärkte meinen Griff um seinen Hals. Immer noch keine Reaktion. *Er resigniert. Er weiß, dass es keine Rettung mehr aus seiner Besessenheit gibt, und er beugt sich seinem Schicksal.* Für einen Augenblick schien die Zeit stillzustehen. Alles geschah mit einer andersweltlichen Klarheit, als gäbe es nichts außer mir und dem jungen Mann, den ich im Begriff war zu töten. Ich meinte, die Bewegung seiner tränengefüllten Augen in ihren Höhlen zu hören.

*Tu es. Erfüll deine Pflicht.*

Mit einem Aufschrei, der sowohl Ausdruck von Zorn als auch von Hilflosigkeit gewesen sein könnte, nahm ich meine Hand vom Knebel, packte meinen Dolch und rampte ihn meinem Opfer tief in die Brust. Seine Augen weiteten sich, in ihnen glomm Erleichterung, was eine Woge des Zorns in mir loslöste. *Bereue!*, durchzuckte es meinen Geist voller Wut, *bereue deine Schwäche!* Ich löste die Klinge aus seiner Brust, holte weit aus und stach erneut zu, diesmal ein Stück unter

seinem Kehlkopf. Mein Dolch stieß auf Widerstand, ich drückte fester. Diesmal entwich Mitumial Dal'Joul ein erstickter Schrei, aber immer noch machte er keine Anstalten, sich zu wehren. Irgendetwas stimmte nicht, und ich spürte es. Irritiert zog ich meinen Dolch aus der Brust des jungen Mannes hervor und starrte ihn an. Sein Kopf war zur Seite gesackt, und der Knebel aus seinem Mund gefallen. Er schien etwas sagen zu wollen, aber er brachte nichts als ein Röcheln zustande. „Wieso?“, entwich es mir, sowohl zu mir selbst als zu ihm. „Wieso bereust du nicht?“ Er antwortete nicht. Das Leben entwich seinem Körper, und ich spürte es. *Seine Sünden*, schoss es mir durch den Kopf. *Wenn ich ihn jetzt verliere, werde ich sie nicht sehen können.* Ich hob ein letztes Mal meine Klinge und rammte sie ihm in den Hals. Diesmal schoss mir eine Fontäne aus Blut entgegen, aber während mich das Gefühl des warmen Rots auf meiner Haut normalerweise mit Triumph erfüllte, spürte ich diesmal nichts. Dann packte mich das Feuer und ich stürzte in das Schwarz.

## Kapitel 10: Der Fall

Einen Moment lang sah ich nichts. Dann klärte sich meine Sicht wieder, und ich fühlte, wie das Feuer meine Adern zu füllen begann. Auf einem Auge sah ich die Realität, wie ich auf der Bettkante saß, den blutverschmierten Dolch immer noch im Körper meines Opfers, das sich schwach zuckend in seinen Todeskrämpfen befand. Seine Sicht war verwaschen und eingeschränkt, gleich die eines Mannes, der durch ein Schlüsselloch in einen anderen Raum späht. Was ich mit dem anderen Auge hingegen sah, war klarer. Seine Gedanken.

Seine Erinnerungen.

Ich sah einen Gang, der mit roten Teppichen ausgelegt war. Es war der, den ich soeben noch durchschritten hatte, um in Mitumials Zimmer zu gelangen. Aus seinem Zimmer hörte ich Schluchzer. Ich tat einen Schritt in seine Richtung und hörte eine Stimme aus dem Nichts. Sie war hart, kalt, und ohne Liebe.

„Du bist nutzlos.“ Ich spürte, dass sie Mitumials Vater gehörte, der vor kurzer Zeit erst gestorben war.

Ich ging weiter. Das Schluchzen wurde lauter und mischte sich mit Schreien.

Ein Ruck durchfuhr mein spektrales Ich und katapultierte mich in eine andere Erinnerung. Ich sah ihn, siebzehn Winter alt, an einem großen, mit allerlei Speisen gedeckten Tisch sitzen. Sein Kopf war gesenkt. Am anderen Ende des Tisches saß sein Vater, dessen Gesicht mir bekannt vorkam. Eine Frau saß an seiner Seite, deren Augen verträumt und teilnahmslos in die Leere schauten.

„Diese Welt ist kein Ort für Schwächlinge. Was ist daran so schwer zu verstehen?“

„Nichts, Vater.“ Mitumials Stimme war monoton.

„Scheinbar doch. Ansonsten würdest du dich nicht aufführen wie ein verdamntes Waschweib.“

Das Bild wurde schwarz, und ich befand mich wieder auf dem Gang. Die Schreie begannen sich nun zu mehren. Ich tat einen weiteren Schritt in Richtung seines Zimmers. Einen weiteren. Und einen weiteren. Dann: eine neue Erinnerung. Diesmal sah ich Mitumial vor einer Tür stehen, den Rücken ihr zugewandt. Er schien zu lauschen. Ein Mann und eine Frau befanden sich dahinter, und sie schrien, der Mann wutentbrannt und die Frau flehend. Die männliche Stimme gehörte Mitumials Vater. Immer wieder war ein dumpfer Aufprall zu hören. Ich musste die Szene nicht sehen, um sie

zu verstehen, und Mitumial genauso wenig. Sein Gesicht war eine

Fratze aus Abscheu und Zorn. *Er verachtet ihn für das, was er seiner*

*Mutter antut.* Er verachtet ihn für seine Taten. Ich war wieder in dem Gang, vor der Tür zu Mitumials Zimmer angekommen. Das Feuer brannte gierig und grell in mir, aber das berauschte Gefühl, dass es durch meine Adern sandte, fühlte sich falsch an. Ich hätte triumphieren sollen, aber stattdessen fühlte ich mich ... schuldig. Leer.

„Nein“, flüsterte ich. Er hat getötet. *Er hat die Dämonen in sich gelassen, und das ist seine gerechte Strafe.*

Die Tür in Mitumials Erinnerung schwang auf und ich trat ein. Das Zimmer war ähnlich verwüstet wie das, in dem sich mein tatsächliches Ich mit seinem sterbenden Körper befand, aber diesmal waren die herabgerissenen Laken, die

durch die Gegend geschleuderten Bücher und der umgestürzte Tisch die stummen Zeugen eines Wutausbruchs gewesen. Wut. Oder Verzweiflung? Mitumial kauerte auf seinem Bett, bartlos und gepflegt, ganz und gar nicht der Mann, in dessen Kehle ich soeben einen Dolch getrieben hatte. Tränen trockneten auf seinen Wangen, Tränen, für die sein Vater ihn stets – *ich wusste es* – gerügt und ein Weib geschimpft hatte. Jetzt waren seine Augen getrocknet und gerötet, und sie schienen ins Nichts zu starren. Er war gebrochen. *Wieso sehe ich das?* Ich verstand nichts von dem, was um mich geschah. Was ich zu sehen hatte, waren seine Sünden, die Momente in denen er die Dämonen in sich gelassen hatte. In denen er schwach war und Sünde und Gier über Standhaftigkeit und Tugend gewählt hatte. Die Momente, die ihn zu dem Monster gemacht hatten, *das er war!* Entschlossenen Schrittes ging ich auf ihn zu. Ein krachender Blitz schlug ein und erhellte das Bild. Dann normalisierte es sich wieder, und nichts hatte sich geändert.

Fast nichts. Noch immer befand ich mich in Mitumials Zimmer, und in seinem Kopf. Aber weder waren die Regale umgeschmissen, noch kauerte er auf dem Bett. Ein offenes Buch lag darauf. Ich kniete mich davor. Die Tinte auf der ersten Seite war noch frisch.

*15. Tag des Kraken, 6098 n. St.*

*Vater sagt, dass es in dieser Welt keinen Platz für Schwächlinge gäbe.*

*Aber er liegt falsch.*

*Es hat lange gedauert, bis ich die Kraft fand, zu diesem Schluss zu kommen. Aber ich spüre die Wahrheit meiner Worte, während ich sie schreibe. Anfangs habe ich ihn für seine Schandtaten gehasst; seine zwielfichtigen Geschäfte, seine „Ausflüge“ in die Unterstadt, die Dinge, die er Mutter antat und die zweifelsohne zu ihrem Tod beigetragen haben. Warum er bei mir nie handgreiflich wurde, sondern es stets bei verbalen Demütigungen beließ, ist mir ein Rätsel. Vielleicht, weil ich am Ende doch sein Sohn war? Ich weiß es nicht.*

*Was er jedoch zu begreifen nicht imstande war, ist folgende, simple Wahrheit: Der wahre Schwächling ist er. Wohlstand, Status und Pfadesehre zum Trotz ist er innerlich kaum mehr als ein verzweifertes Kind, das mit seinen Machtgebärden nicht mehr zu erlangen versucht als Akzeptanz und Wertgefühl. Wie leicht es doch ist, in derlei Muster zu verfallen, wenn man sich ihrer nicht bewusst ist. Ich schäme mich beim Gedanken an die Dinge, die ich getan habe. Kleinigkeiten, rechtfertigt es mein Geist, aber erst jetzt habe ich begriffen, wie kurz ich davor war, in genau denselben Kreislauf von Gewalt und Selbsthass zu stürzen wie mein Vater. Warum habe ich den Adelsjungen geschlagen? Damals sagte ich: weil er mich respektlos behandelt hat. Heute weiß ich, dass ich nichts weiter tun wollte als meinem Vater zu beweisen, was für ein starker Mann ich doch tatsächlich bin. Und ich bin mir sicher – hätte ich Ebenjenes nicht verstanden, hätte eines zum anderen geführt, und aus harmlosen Rangeleien wäre schlimmeres geworden. Und bevor ich mich versehen hätte, wäre ich zu genau dem geworden, was ich fürchtete.*

*Mein Entschluss steht also: Ich werde mich ändern. Und werde ich erst einmal der aufrechte Mensch sein, den ich vor Auge habe, wird selbst mein Vater die Niederträchtigkeit seiner Taten begreifen.*

*Ich habe es in mir ... und er auch. Daran glaube ich von tiefstem Herzen.*

Fassungslos starrte ich auf das offene Buch vor mir.

*Er wollte sich ändern.*

War es wirklich möglich? Waren seine Intentionen so nobel? *Aber* wie?, dachte ich. *Er war besessen!* Und haben die Dämonen erst einmal zu lange in einem Menschen gehaust, gab es kein Zurück mehr. Ein lauerndes Unbehagen stieg in mir auf, und ich stellte voller Schrecken fest, dass ich es bereits kannte. Es war dasselbe Gefühl, fehlgeleitet zu sein, das mich dazu gebracht hatte, Nebelheim zu verlassen, meinen Pfad zu verraten, der Schwarzen Waage beizutreten. Und nun war es wieder da.

Ich hörte ein dumpfes Geräusch hinter mir, gleich einem zu Boden fallenden Leichensack. Es war Mitumial Dal'Joul. Ein älterer Mann, den ich als Diener des Hauses identifizierte, stand im Türrahmen. Mitumial war zu Boden gesunken und hatte sein Gesicht in seinen Händen vergraben. Wie wild tobte das Feuer in mir, aber diesmal fühlte sich seine berauschende Wirkung wie ein Fremdkörper, ein Eindringling an.

„Wir kamen zu spät“, hörte ich den Diener sagen. Er mied den Blick seines jungen Herrn. „Es tut mir Leid.“ Als eine Erwiderung ausblieb, wandte er sich ab und ging. Ich spürte, wie ein Ruck meinen Körper durchzuckte. Das Feuer hatte gespeist, die Sünden gesehen. Mitumial Dal'Joul starb. Die spektrale Welt um mich herum begann zu verblassen, langsam, aber beständig, wie die Tinte eines Briefs im Regen. Irritiert sah ich zu dem Tagebuch auf dem Bett und dann zu der Erinnerung des Mannes, den ich gerichtet hatte. Der drei unschuldige Menschen ermordet hatte. *Der sich der Sünde hingeeben hatte.*

Er hatte die Taten seines Vaters verachtet. *Er wollte ihn und sich ändern.*

Aber dennoch war er zum Mörder geworden. Wieso?

Welche Kunde hatte ihm der Diener überbracht?

In mir begann ein schwaches Licht zu glühen, ein Schimmer der Erkenntnis. Und wer weiß, wie die Dinge verlaufen wären, wenn ich in jenem letzten Augenblick einfach die Augen geschlossen hätte, in dem einen Augenblick, der mir damals noch in Mitumial Dal'Jouls Erinnerung verblieb. Aber stattdessen sah ich hin. Mit quälender Langsamkeit wanderten meine Augen von dem sauberen Marmorboden hoch zu den mit altem Wissen gefüllten Bücherregalen, zur Decke, und kamen über dem opulenten Türrahmen zum Stillstand, durch den ich das Zimmer vor wenigen Momenten betreten hatte. In einer goldenen Fassung hing ein alter Rundschild, bemalt mit einem Wappen.

Es zeigte einen Bären.

~

Gleich der Erinnerung an meine Flucht aus Nebelheim ist auch die an die Augenblicke nach meinem Erwachen blass und löchrig. Klar erinnere ich mich jedoch noch daran, dass ich mit langsamen, ruhigen Bewegungen, die ein Außenstehender als Zeichen von Gelassenheit – Kaltblütigkeit, in Anbetracht meiner soeben vollzogenen Tat – hätte missverstehen können, von der Bettkante aufstand. Mitumial Dal'Joul war tot, und um dies zu erkennen, hatte ich keinen weiteren Blick auf seinen Körper benötigt. Mein Herz hatte wie wild gegen meine Brust gehämmert, berauscht vom Nektar seiner Sünden. Doch ich fühlte mich kalt.

An meine Flucht aus dem Gebäude erinnere ich mich nicht mehr. Der Rauch des von mir gelegten Feuers lag noch in der Arker Nachtluft, als ich auf das Stadttor zuing. Es war verschlossen, aber im Pfortnerhaus brannte Licht. Ich hatte keinen Plan, wie ich der Wache schlüssig erklären konnte, warum ich zu so später Stunde die Stadt verlassen musste, und ich brauchte ihn nicht. Notfalls würde ich das Tor mitsamt all denen, die es bewachten, in Asche verwandeln, wenn es der einzige Weg war, Abstand zu gewinnen. Die lähmende Angst in meinem Magen war wieder da, nur, dass sich mir diesmal kein Ausweg bot. Ich war einer Lüge gefolgt, vom Anfang bis zum Ende. Es gab keine Dämonen, die von Menschen Besitz ergriffen. Keine Sünden, keine Verdorbenheit.

Es gab nur Ursache und Wirkung.

Und kein geringerer als ich war es gewesen, der das Schicksal des jungen Dal'Joul durch den Mord an seinem Vater besiegelt hatte. *Er wollte sich ändern.* Meine Augen brannten, und meine Glieder schmerzten. Meine Gedanken waren nicht mehr im Einklang mit dem Feuer, und es spürte diese Dissonanz und bestrafte mich dafür. *Geh zurück,* hörte ich seine Stimme aus der Glut in mir sprechen, *geh*

*zurück und tu, was dir bestimmt ist.* Aber ich ignorierte es. Meine Faust hatte meinen Dolch fest umklammert, als ich auf das Pfortnerhaus zuing. Ich sah den Schatten eines Mannes flackern. Gitterstäbe trennten den kleinen Steinbau von den Außenstehenden. Ich schluckte, machte mich bereit zum Sprechen. Und hielt inne. Ich kannte das Gesicht, das mir durch das Fenster entgegenblickte, und das auf seinen Lippen lauernde Lächeln. Der dazugehörige Mann hatte sich in seinem Stuhl zurückgelehnt, das eine Bein rechtwinklig über das andere geschlagen, und die Arme hinter dem Kopf abgewinkelt.

„Wohin des Weges?“, fragte Qalian. Er sprach wie ein Mann, der nach einer langen Tavernennacht einen guten Kumpanen unerwartet auf den Straßen traf. Es hätte nicht des *Feuers* bedurft, um zu realisieren, was im Kopf meines Mentors vorging. *Er spürt es.*

Ich schwieg, unfähig, etwas zu erwidern. Die Situation erinnerte mich an mein altes Ich, den stumpfzungigen, verkappten Mann ohne tiefere Einblicke in das Leben. Auch Qalian entschied sich für die Stille, und eine Weile lang sahen wir uns einfach nur an. Bildete ich es mir ein, oder warf sein Körper trotz des hellen Kerzenlichts vor ihm keinen Schatten?

Schließlich brach er das Schweigen.

„Ich werde dich nicht aufhalten. Aber sie werden dich holen.“

Ich blieb still.

„Wir alle waren einmal dort, wo du jetzt bist.“

Stumpfer Zorn erfüllte mich. „Wart ihr das?“

„Ja, mein Freund“. Sein Blick schweifte ab, so wie er es in unseren Gesprächen oft getan hatte. „Waren wir.“

„Wir sind Schuld, Qalian. Nicht irgendwelche Dämonen, nicht die Sünden, wir allein.“ Meine Stimme bebte. Ein Wort bildete sich auf meiner Zunge, erst ein Kitzeln, dann eine klare Form, und bevor ich es überhaupt begriffen hatte, war es mir bereits entwichen.

„Es ist ein Kreislauf.“

Qalian lächelte, das Lächeln, das ein Meister seinem Schüler entgegenbrachte,

wenn er zu einem nachvollziehbaren, aber naiven Trugschluss geraten war. Dann schüttelte er den Kopf.

„Ich werde dich nicht aufhalten“, wiederholte er seine Worte.

*Eines Tages wirst du eine Entscheidung treffen. Und ich hoffe, dass es die richtige sein wird.*

Meine Hände zitterten und die Angst erdrückte mich. Ich spürte, wie Tränen hinter meinen Augen kitzelten. *Alles war umsonst.* Ich hatte geglaubt, etwas Besonderes gewesen zu sein. Die Welt durch meine Taten zu verbessern. Meine Bestimmung gefunden zu haben. Aber ich hatte nichts gefunden. Ich war in eine Vereinigung von Wahnsinnigen geraten, die sich durch Wildmagie und unheilige Rituale zu Richtern über Leben und Tod erhoben.

„Öffne das Tor.“ Meine Stimme war kaum mehr als ein Flüstern.

Qalian nickte, mit einem Hauch Bedauern. Er hatte diese Antwort erwartet. Drei Atemzüge später begann sich die Mechanik des Tors in Bewegung zu setzen, und es ratterte nach oben. Ohne Qalian ein weiteres Mal anzusehen, wandte ich mich ab und ging.

„Niemand verlässt die Schwarze Waage“, hörte ich seine Stimme hinter mir verhallen. Sie klang weder wütend noch hämisch. Nur traurig.

„Niemand.“

Ich verschwand im Dunkel der Nacht.

~

Meine Hand schmerzt, und ich spüre, wie sie näherkommen.

Ich selbst will es beenden. Gern würde ich behaupten, dass die Gründe dafür etwa Emotionen wie Schuld oder Ehrgefühl sind, aber das ist eine Lüge. Simple Angst treibt mich an. Angst vor dem, was die Schwarze Waage mit Verrätern tut.

Der Ort, an dem ich diese Niederschrift begonnen habe, wird der sein, an dem ich aus dieser Welt scheiden werde. War es Schicksal, dass ich hier enden würde? Die Tatsache, dass ich mich in einem alten, verlassenem Handelsposten mitten im Wald befinde, legt diese Schlussfolgerung nahe. Wie ironisch doch mein Schicksal ist, wurde mir erst klar, als ich am gestrigen Morgen zwischen den kalten Steinmauern aufwachte. Die ganze Nacht über war ich gewandert, und ich erinnere mich an eine seltsame Figur, die ich stets dreißig Armweit vor mir voranschreiten sah. Ich folgte ihr. Kurz bevor ich dann die Lichtung fand, wandte sie sich mir ein letztes Mal zu und lächelte. Der Schmuck ihrer Haare im Wind klang wie ein Windspiel aus Kilé. Dann verschwand sie, als wäre sie nie da gewesen.

Ich wünschte, ich hätte bedeutsame Worte, mit denen ich diese Niederschrift beenden könnte. Aber ich habe sie nicht, denn wie ich es bereits erwähnt habe, soll sie nicht mehr sein als eine Schilderung. Eine Schilderung dessen, was Jaél Gerbersohn, den Namenlosen, zum Schlächter von Ark gemacht hat.

Meine Augen tränen von der Müdigkeit, und meine Hände zittern beim Gedanken an das, was mir bevorsteht. Mehrere Dutzend Menschen starben unter meiner Klinge, und dennoch bin ich so feige, wenn es darum geht, ein weiteres Leben zu nehmen. Das meine.

Eine letzte Bitte will ich Euch noch auferlegen. Nicht nur die Herolde und der Orden werden es sein, die meine Geschichte zugunsten einer einfachen Erklärung

verdrehen werden. Auch die Schwarze Waage wird ihren Teil dazu beitragen. Sie ist in den Schatten geboren, und dort wird sie bleiben. Nirgendwo werdet Ihr Spuren ihres Handelns finden, und die, die ich hinterlasse, werden sie mit List und Tücke verwischen. Neben den einfachen Erklärungen – ich sei vom Pfad abgekommen, sei wegelos gewesen, eine Bestie – wird es andere geben, andere, welche die Gelehrten und Philosophen zufrieden stimmen werden. Aber hört nicht auf sie. Sie sind nichts weiter als Lügen.